Geist und Bildung des römischen Volks.

Erscheint der Geist des Menschengeschlechts im Orient, wenn wir von dem Volke Israel absehen, noch mehr wie in der Kindheit an das Naturleben gebunden und hingegeben, so ist er zuerst im griechischen und dann im römischen Volk in sein Jugendalter eingetreten und damit zu sich selbst gekommen, zum Selbstbewußtsein erwacht. Aber ein jeder Mensch und ebenso ein jedes Volk muß den Kreislauf seines Daseins und seiner Bildung doch immer wieder mit der Kindheit anfangen, wenn auch die angeborne Kraft schon frühe wirkt und von der Gunst der Verhältnisse, von dem Einfluß der weiter entwickelten Umgebung gefördert, schnell zu seiner Reife gelangt. So hat auch das griechische und das römische Volk sein eigenthümliches Wesen zuerst noch mehr unbewußt und unmittelbar in der Gestaltung seines äußeren, politischen und geschichtlichen Lebens ausgesprochen, hat sein Fühlen und Erkennen besonders ahnungsvoll in seiner Religion, in seinen noch in das Naturleben herabgezogenen Göttern niedergelegt, bis es dann, als es sich zugleich mit seinen Göttern aus der Gebundenheit des Naturlebens zur größeren sittlichen und geistigen Freiheit erhob, seine reflectirende Welt- und Lebensanschauung in der Literatur, vor Allem in der lyrischen und dramatischen Dichtung und mehr im Zusammenhang in den einzelnen philosophischen Systemen, sich selbst und andern zur Anschauung gebracht, entwickelt und dargestellt hat. Fassen wir nun diese Gesammtbildung des classischen Alterthums zusammen, so hat uns damit das griechische und in dessen geistiger Schule und Zucht gebildet, ebenso auch das römische Volk in reichster Entwickelung und Entfaltung gezeigt, wie weit und in welchen Schranken nach allen Seiten und mit allen Consequenzen es der sich selbst überlassene natürliche Menschengeist in seinem höchsten und eifrigsten Streben, die Wahrheit zu erkennen und zu thun, überhaupt zu bringen vermochte und in der That gebracht hat. Darum ist denn auch das classische Alterthum, von allem andern Bildungswerth ganz abgesehen, allen Völkern für alle Zeiten in dieser Hinsicht ein ebenso klarer als anziehender und lehrreicher Spiegel prüfender und vergleichender Selbstbetrachtung geworden.

Aber so wichtig und nothwendig solche unterscheidende Erkenntniß grade in diesen Tagen, wo im erneuerten Culturkampf heidnische und christliche Welt- und Lebensanschauung sich feindlich und kampfbereit einander entgegenstehen, für uns und unsre höher gebildete Jugend auch ist, damit unser deutsches Volk nicht, ohne es meist zu wissen und zu wollen, im Einzelnen und im Ganzen von der Höhe seiner christlichen Bildung herab und auf oder gar unter jene längst überwundene Entwickelungsstufe zurücksinke — wer kennt, übersieht, beherrscht sie, wenn er kein besonderes Studium daraus gemacht hat, so klar und sicher, daß er im Stande wäre, überall und in jeder Frage die eigenthümlich heidnische Auffassung von der eigenthümlich christlichen Anschauung bestimmt und richtig zu unterscheiden, die oft freilich nur scheinbare Aehnlichkeit und gegenseitige Berührung beider sogleich als solche zu erkennen, überhaupt alle einzelnen Erscheinungen als die mit innerer Nothwendigkeit dort auf dem wilden, hier auf dem veredelten Lebens-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

baum der Menschheit erwachsenen und gereiften Früchte nachzuweisen? Und doch sollte dies Verständniß, diese Einsicht gewissermaßen mit die Blüthe, der eigentliche Ertrag unserer höheren Schul- und Geistesbildung sein, während fürcht' ich unserer Jugend meistens selbst überlassen bleibt, in dem Labyrinth der classisch-christlichen Bildung den leitenden, zurechtweisenden Ariadnefaden selbst zu finden oder auch nicht zu finden.

Ich habe darum im Folgenden einen Versuch gemacht, wie in der Zeit der Reformation, wo beide Lebensanschauungen ebenso in scharfem Kampf und Gegensatz einander gegenüberstanden, wiederholt besonders von M. Neander in äußerlicher Zusammenstellung geschehen, die religiössittliche und geistige Gesammtbildung des classischen Alterthums und zwar zunächst, wie dieselbe eigenthümlich ausgeprägt und mit dem ganzen geschichtlichen Leben verwachsen, uns im römischen Volk entgegentritt, in möglichst vollständiger Entfaltung nach ihren Grundzügen und Hauptumrissen zu entwerfen und vorzuführen. Freilich wird uns hierbei durch den beschränkten Raum eine wesentliche Zurückhaltung auferlegt. Am besten und anschaulichsten würde nämlich der Geist des Alterthums sich uns selbst darstellen, mit den Worten und Zeugnissen seiner eigenen Vertreter und Autoren zu uns reden. Und in der That liegt der Stoff in solcher zu vielseitiger Belehrung geeigneten Ausführung vor uns, so daß die folgenden Grundlinien nur als die übersichtlich zusammenfassenden Einleitungen zu den in reicher Mannigfaltigkeit ausgezogenen wichtigsten Beweisstellen anzusehen sind. Aber hier müssen wir uns begnügen, den Stimmen der alten Römer bis auf einzelne in kürzester Fassung beigefügte Zeugnisse in der Weise unsere Worte, unsern Ausdruck zu leihen, daß wir im Ganzen ohne andere Beimischung, als die Anordnung des Stoffs und die Verknüpfung des Zusammenhangs erfordert, ihren wesentlichen Gedankeninhalt wiedergeben, damit der Spiegel der Betrachtung, der hier vor uns und unserer Jugend aufgestellt wird, möglichst klar und ungetrübt erscheint.

I. Gott.

1. Gottes Wesen. So schwierig und dunkel für den Menschen die Frage nach dem Wesen Gottes ist, so wichtig und entscheidend ist die richtige Auffassung und Erkenntniß desselben für das Verständniß unseres eigenen Wesens, für die Anerkenntniß (agnitio) unserer unsterblichen Seele und für alle Religions- und Lebenseinrichtung. Es wird aber Gott nach Plato's und der Stoiker Lehre von den gebildeten Römern erfaßt als ein Geist und zwar als der sich selbst und das All bewegende, belebende, erkennende Weltgeist. An sich unsichtbar wie auch die Menschenseele, wird er doch deutlich in und aus seinen Erscheinungen, Zeichen und Wirkungen erkannt. Er ist darnach das wenigstens relativ höchste, mächtigste und vollkommenste Wesen, wie ihn die Volksreligion im geheimnißvollen Walten und Schaffen der Natur, vor Allem in deren wunderbaren Erscheinungen, auf hohen Bergen, im nächtlichen Dunkel des Waldes und der Tiefe, im stillen Rauschen uralter Bäume und Quellen, überhaupt in all den mannigfaltigen, mit tiefsinniger Naturbetrachtung beobachteten Lebensäußerungen der Pflanzen-, Thier-, und Menschenwelt unter immer weiter entwickelter Versinnlichung ahnte, oder wie ihn die Philosophie, nach dem Vorgang der Griechen, aus der durch die Volksreligion entstandenen Versunkenheit in das Naturleben und Versinnlichung auf sein ursprüngliches Wesen zurückführend, nach der Analogie der an den Körper gebundenen Menschenseele als die dem Weltkörper innewohnende Weltseele meist pantheistisch erfaßte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Die Vielheit der Götter. Die allmähliche Trennung und Zersplitterung des einen Gottesbegriffs hatte auch bei den Römern in Folge der Hereinziehung Gottes in die Natur zunächst an den im Naturleben vorhandenen Gegensätzen zwischen Himmel und Erde, zwischen Licht und Finsterniß von einem durch die jedes Jahr mit der Besamung und Befruchtung der Erde immer wieder vollzogene Vermählung verbundenen Ehepaar (Jupiter und Juno = Tellus) zu einer immer mehr erweiterten Fülle von männlichen und weiblichen Gottheiten geführt, indem alle Eigenschaften und Thätigkeiten des ersten Götterpaares, bei den Römern noch dazu mit einer früh ausgeprägten Neigung zu Abstractionen des Verstandes (wie Numen und Fors Fortuna, Triumphus und Victoria, Spes, Fides u. a.) im Laufe der Zeiten von jenen abgelöst, zu besonderen Götterwesen gestaltet und ausgeprägt wurden. Diese Zahl wurde vermehrt, als die verschiedenen Stämme in Rom, zuerst die Altrömer und Sabiner (Quirites), dazu die Etrusker mit ihren je besonderen Gottheiten sich zu einem Volk vereinigten und als dann in der immer weiter vorschreitenden Ausdehnung des römischen Weltreichs die Hauptgottheiten der unterworfenen Völker, namentlich Griechenlands und des Orients, in den Staatscult aufgenommen wurden. Der griechische Einfluß von Etrurien, Campanien und Unteritalien her mischte dazu früh das griechische Göttersystem ein, das dann bald mit Verdrängung oder Absorbirung des Altrömischen bei Weitem das Uebergewicht erlangte, bis schließlich seit Augustus in Rom und noch mehr in allen Theilen des römischen Reichs der Kaisercultus hinzukam und in Verbindung mit der einreißenden Religionsmengerei das römische Pantheon immer mehr bereicherte und überfüllte.

3. Namen und Eigenschaften der Götter. Die Götter sind aber an ihre besondere Erscheinung in der Natur geknüpft, die Lichtwesen (divi), die Himmlischen (caelestes); auf Erden wohnend, die Irdischen (terrestres); den Unteren (inferi) gegenüber die Oberen (superi). Sie werden an dem Gegensatz von Himmel und Erde als dem leuchtenden Lichtgott und der empfangenden, erzeugenden Erdgöttin als Vater und Erzeuger (parens und pater), als Mutter und Erzeugerin (parens, mater und nutrix) aufgefaßt. Im Leben der Natur und der Menschen walten sie als die nährenden (almi), mächtigen (potentes und praesentes), großen, gebietenden (magni, domini), als die schönen, guten und geweihten (pulchri, boni, sancti). Dazu sind sie mehr und mehr aus dem Leben der Natur zum sittlichen Leben sich erhebend, sich vergeistigend in allem Thun und Wirken der Menschen die willigen, helfenden fördernden,[1]) die überall jede menschliche Thätigkeit, Fertigkeit und Kunst im Ackerbau und Familienleben, im Kriegs- und Staatsleben, im geselligen und öffentlichen Verkehr bis ins Einzelnste selbst den Menschen vormachen, lehren und leiten. Aber andrerseits erscheinen dieselben Götter, obwohl meist an diesem neuen Gegensatz je länger je mehr zu besonderen Götterwesen unterschieden, nach dem Wechsel des Naturlebens im Wetter und Sturm, in der winterlichen Zeit und Finsterniß als die finstern, verderblichen, zürnenden Götter,[2]) mit der erstorbenen Natur selbst erstorben und begraben (Orcus und Proserpina; inferni; sepulcra deorum), wie dann auch mit der je wieder auflebenden Natur selbst als Kinder neugeboren, säugend und erwachsend[3]) im beständigen Kreislauf des Jahres. Ja, ganz in das Naturleben hinein- und herabgezogen, erscheinen sie selbst mit ihrer geheimnißvoll wirkenden göttlichen Kraft wie in den Menschen und Thieren, so auch in den Bäumen, in den Quellen und Steinen, die ihnen dann später als geweiht[4]) (sacri)

[1]) Volentes, iuvantes, faventes v. fauni, fausti, propitii. [2]) Dius-Vedius; diri, atri, irati. [3]) Liber-Libera; Iupiter lactens = Romus v. Romulus. [4]) Wie silex, quercus, aquila Iovi; myrtus, columba Veneri; laurus Phoebo; picus, lupus Marti, lupa Faunae v. Telluri; parra Vestae all.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelten. Aehnlich wie in die Natur auch in das Menschenleben mit seinem Werden und Wechsel hineingezogen, werden sie nicht nur als gütig, hülfreich und freundlich, sondern nach dem Uebermaß und Wandel des Glücks theils als blind, willkürlich und unbeständig in ihrer Gunst, theils auch als neidisch und mißgünstig gegen die Menschen gedacht und dargestellt (invidia deorum).

4. Macht und Gewalt der Götter. Die Macht und Herrschaft der Götter im Leben der Natur und der Menschen erscheint zwar im Allgemeinen als relativ allgewaltig und übermächtig, doch insbesondere nur bei dem die übrigen Götter überragenden Jupiter (optimus maximus). Ueberhaupt bleibt die Allmacht, Allwissenheit und mehr noch die Allgegenwart der Götter, ja selbst die Unsterblichkeit — zum Begriff ihrer Ewigkeit vermag das Alterthum sich kaum zu erheben — mehr eine philosophische Voraussetzung, während im Volksbewußtsein die Gottesmacht schon durch die Trennung der Götter vielfach getheilt, einander widerstreitend und vereinzelt, dazu auch meist an ihre sinnliche Erscheinung und Gegenwart (praesentia) gebunden gedacht wird. Konnte doch darum ein Gott auch die Thaten des andern nicht aufheben.[5]) In Zeiten der Noth greift man darum, entweder an ihrer Macht oder an ihrem guten Willen verzweifelnd, gern zu fremden Göttern, namentlich des Orients, so sehr die Staatsgewalt solchen Hang und solch Bestreben immer wieder, doch immer vergeblich bekämpfte.

5. Die Einheit Gottes. Trotz aller polytheistischen Zersplitterung des einen Gottesbegriffs brach aber, wie richtig schon von den Kirchenvätern beobachtet wurde, selbst im Volksglauben unwillkürlich immer wieder das Bewußtsein von dem einen Gott, dem Helfer in aller Noth, hindurch, sei es daß man ihn als den Gott (deus), als Gottesfülle (dii) oder auch in der Zusammenfassung als bester, größter Jupiter, in welchem doch alle Gottesnatur eben so wurzelte wie gipfelte, bezeichnen mochte und anrief. Wie aber das Volk oft in der Noth seine Zuflucht zu dem einen Gott nahm, auch mit ängstlicher Scheu, um ja den rechten Gott zu treffen, seine Götter zweideutig oder insgesammt anrufend nach dem unbekannten Gott suchte, so verehrten die Gebildeten unter dem Einfluß der namentlich durch Varro und Cicero verbreiteten griechischen Religionsphilosophie, soweit sie überhaupt am Gottesglauben festhielten, die göttliche Weltseele der Stoiker als einen Gott, den sie dann, nur nach seinen verschiedenen Beziehungen pantheistisch mit anderen Namen genannt, auch im Volksglauben wiederfanden, bis zuletzt immer mehr ein allgemeiner Synkretismus der römischen und orientalischen Götter als wechselvolle Bezeichnung des einen Gottesbegriffs sich Bahn brach.

6. Das Verhältniß der Gebildeten zur römischen Götterlehre. Der gebildete Römer hält trotz aller mehr oder weniger klar erkannten Verwirrung, Verunstaltung und Unwahrheit der römischen Götterlehre aus religiöser Scheu, aus Pietät oder auch aus Politik fest an den von den Vorfahren überlieferten Gottheiten der römischen Staatsreligion, versucht aber später, wie namentlich nach dem Vorgang Scävola's vor Allem Varro, Cicero und Seneca thaten, davon die unwürdigen Vorstellungen, welche die Dichter aufgebracht und besonders die Bühne verbreitet, die Bildhauer und Maler im Volk befestigt hatten, ebenso wie die unpolitischen Lehren der Philosophen auszuscheiden, um eine gereinigte Staatsreligion zu erhalten, und verbindet damit das Bestreben, die religiös-politische Institution der römischen Götterlehre dem philosophischen Pantheismus der Stoiker anzupassen, soweit dies durch Interpretation möglich und zuträglich war. Die Philosophie erlaubt sich dabei die freieste und schärfste Kritik der römischen Volksreligion.

[5]) Rescindere nunquam Dis licet acta deum. Ovid. M. 14,784.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Gottes Verhältniss zur Welt und zu den Menschen.

1. Gottes Weltregierung. Alle Dinge in der Natur und im Menschenleben werden durch den göttlichen Geist und Willen (numen divinum v. natura), durch Gottes Vorsehung (dei providentia), wie sie im Anfang mit wunderbarer Weisheit und Zweckmäßigkeit eingerichtet und geordnet wurden, fort und fort erhalten und regiert: das ist im religiösen Bewußtsein selbstverständlich und wird von der Philosophie, zumal nach Sokrates und Plato von den Stoikern, meist mit der Voraussetzung einer im Anfang für alle Zeit festgesetzten, unabänderlichen Weltordnung mit Eifer bezeugt. Dabei walten die Götter im Leben der Natur, vereinzelt oder allgemein, in Licht und Finsterniß, in Regen und Sonnenschein, in Wind und allem Wetter und Gewitter, in der Fruchtbarkeit der Erde und der Thiere überall und zwar über Gute und Böse mit gleicher Güte.[1]) Ebenso geschieht im Menschenleben Alles bis ins Einzelste unter Leitung und Hülfe, Gunst und Fürsorge, Schonung und Bewahrung oder auch durch entgegengesetzte Einwirkung der Götter.[2]) Anfang, Mittel und Ende steht in ihrer Hand. Sie verleihen das Leben, die Gesundheit, begleiten den Menschen von der Geburt bis zum Tode durch das ganze Leben bis ins Kleinste, wie denn auch jeder im Leben seinen besonderen Genius hat. Sie bestimmen und leiten die Geschicke Aller und jedes Einzelnen entweder unmittelbar[3]) oder dadurch, daß sie in mancherlei Zeichen, in dem Angang vierfüßiger und kriechender Thiere, vor Allem im Geschrei und Fluge der Vögel (auspiciis) selbst erscheinen oder ihren Willen kundthun: welche Zeichen jedoch allein von der staatlich autorisirten Auguraldisciplin, zu welcher aus Etrurien für die Opferschau, für Prodigien und Blitze die in Rom zwar von jeher weniger geehrte und geachtete Haruspicin hinzukam, anerkannt und gedeutet sein müssen. Ueberhaupt sind die Götter jedem Menschen immer nahe und sehen einem Jeden ins Herz.[4]) Ja, das Leben der ganzen Menschheit wie der einzelnen Völker,[5]) namentlich auch die ganze Geschichte des römischen Volks in seiner Bestimmung und großartigen Entwickelung, die es freilich ebenso erst mit Zustimmung und Hülfe der zu solchem Zweck eigens evocirten und gewonnenen Götter der unterworfenen Völker erreichen konnte, ist ein sprechender Zeuge und Beweis für die göttliche Weltregierung: diese Ueberzeugung hatten die gebildeten Römer vor Allem aus der mehr kosmopolitischen Anschauung der stoischen Lehre sich willig angeeignet.

2. Gottes Gerechtigkeit. Die Götter lieben die Menschen, soweit die Vorstellung von dem Neide der Götter sich nicht einmischt, sind gütig und wohlthätig gegen die Menschen (boni, benefici); sie sind gerecht wie gegen die Guten, so gegen die Bösen.[6]) Sie vergelten den Guten ihre Frömmigkeit und Gerechtigkeit;[7]) aber ebenso bestrafen sie die Bösen, und zwar alle ohne Unterschied,[8]) an Leib und Seele und Geist, und zwar sicher und gewiß, wenn auch die Vergeltung zum Theil erst spät, mit lang-

[1]) More optimorum parentum, qui maledictis suorum infantium adrident, non cessant di beneficia congerere de beneficiorum auctore dubitantibus. Senec. benef. 7,31,3. [2]) Diis volentibus, iuvantibus, faventibus, propitiis, ducibus, (me) respicientibus, amantibus aut iratis; daher der Wunsch: dii dent, annuant, faxint aut malefaciant, bene vertant, fortunent secundent, avertant, averruncent, te ament aut perdant, eradicent all. [3]) Nil agimus non sponte dei. Lucan. 9,573. [4]) Sic cogitandum est, tamquam aliquis in pectus intimum inspicere possit. Et potest deus. Senec. epp. 83,1. [5]) Dii quamvis potentium populorum sunt arbitri. Tacit. ann. 15,24. [6]) Adspiciunt oculis superi mortalia iustis. Ovid. met. 13,70. [7]) D pia facta vident. Ovid. fast. 2,117. [8]) At sperate deos memores fandi atque nefandi. Verg. Aen. 1,543.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

samem Schritt und lahmem Fuß den Verbrecher ereilt; unter Umständen selbst zusammen mit den Unschuldigen; oft auch an Kind und Kindeskind oder doch unzweifelhaft noch nach dem Tode in der Unterwelt.

3. Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit und Fatalismus. Freilich göttliche Strafgerechtigkeit und Weltregierung gehören unbedingt zusammen. Weil aber die Erfahrung zeigte, daß es den Guten oft schlecht, den Schlechten oft gut ginge, fand schon seit Ennius und namentlich durch Lucrez die deistische Ansicht der Epikureer bei den Römern Eingang, daß die Götter sich weder viel noch wenig um die Menschen kümmerten,[a]) womit dann alle Religion beseitigt war. Aber die Götter kehren sich nicht an den Undank und das falsche Urtheil der Menschen, sondern fahren fort, ihre Güte und Gerechtigkeit den zweifelsüchtigen Menschen zu beweisen. Gab es demnach für den Zweifel und Unglauben keine göttliche Weltregierung, so blieb nur übrig, daß der blinde Zufall, das harte Schicksal, die unwiderstehliche, unerbittliche Nothwendigkeit in der Welt und im Menschenleben walte: ein Glaube, der in Rom später immer weitere Verbreitung fand, wenn auch der Begriff der früh von den Römern verehrten Fortuna vielfach noch an die persönliche Gottheit, wovon sie ursprünglich losgelöst war, sich wieder anknüpfte. Außerdem blieb nur der namentlich in der Kaiserzeit viel verbreitete stoische Fatalismus übrig, nach welchem Alles in der Welt und im Leben sich nach einer unabänderlichen, von Anfang durch die göttliche Providenz vorausbestimmten Naturnothwendigkeit abrollt, so daß der menschlichen Willensfreiheit trotz aller künstlichen Vermittlung und Deutung einzelner Philosophen, vor Allem des Chrysipp, neben der völligen Resignation wenig oder gar kein Raum gelassen war. Andere suchten dies Verhängniß in ihrem Unglauben und Aberglauben an den jedesmaligen Anfang des Menschenlebens, in die Geburtsstunde zu verlegen, indem sie, wie selbst Augustus und viele angesehene Römer mit und nach ihm, der Weisheit der Chaldäer vertrauend, den Sternen einen bestimmenden Einfluß auf das Menschenleben zuschrieben, wenn sie nicht, wie zumeist später der Fall war, an aller Wahrheit zweifelten und verzweifelten.

3. Das Verhältniss der Menschen zu Gott.

1. Die Gotteserkenntniß beruht auf der Gottähnlichkeit des Menschen und dem darum angebornen Gottesbewußtsein, auf der Erinnerung des Menschen an seine ursprüngliche Gemeinschaft mit Gott und der vernunftmäßigen Erkenntniß, die mit Nothwendigkeit überall auf Gott zurückführt; sie ist also nicht etwa von der Furcht oder von der Nützlichkeit herzuleiten, wenn auch menschliches Wissen nie im Stande ist, Gott und Gottes Weisheit richtig und völlig zu erfassen oder zu ergründen.

2. Die Vernunftbeweise für das Dasein Gottes. Obwohl an sich das Dasein Gottes dem religiösen Bedürfniß des Menschen nicht erst bewiesen zu werden braucht, so ergiebt sich dasselbe dem durch die Philosophie geweckten Bewußtsein doch mit Nothwendigkeit: 1. aus dem allgemeinen, weil angebornen, im göttlichen Geist des Menschen begründeten Glauben an Gott;[1]) 2. aus der nur von Gott abzuleitenden wunderbaren, zweckentsprechenden Einrichtung, Erhaltung und Regierung der Welt; 3. aus dem nur von Gottes Geist zu erzeugenden und erzeugten göttlichen Menschengeist, dem einzigen Zeugen, Kenner, Bewunderer und Nachahmer göttlicher Werke;[2]) 4. aus der göttlichen Leitung und Regierung der menschlichen Geschicke im Einzelnen und im Ganzen;[3]) 5. aus dem dem Menschengeist innewohnenden,

[a]) Nihil curare deum nec sui nec alieni. Epic. b. Cic. legg. 1,7,21. [1]) Omni autem in re consensio omnium gentium ex naturae putanda est. Cic. Tusc. 1,13,30. [2]) Unde enim hanc mentem homo arripuit? Socrates b. Cic. n. d. 2,6,18. [3]) Iudicium hoc omnium mortalium est, fortunam a deo petendam, a se ipso sumendam esse sapientiam. Cic. n. d. 3,36,88.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf das im All waltende Gesetz Gottes zurückzuführenden sittlichen Bewußtsein; 6. aus der zuletzt auf Gott als das höchste und vollkommenste Wesen hinweisenden Stufenfolge aller lebenden Wesen. Dazu wird dann noch an die von den Göttern selbst den ältesten Menschen mitgetheilte Tradition, an die vielfach bezeugten und geglaubten Göttererscheinungen (praesentiae deorum) und an all die verschiedenen durch Orakel und Zeichen an die Menschen vermittelten Offenbarungen und Bezeugungen des Götterwillens erinnert; wenn auch freilich der menschlichen Schwachheit immer schwer wird, den Geist wie des Menschen, so Gottes an sich zu verstehen und richtig zu erfassen.

3. Die Gottesverehrung. Die Erkenntniß Gottes und seiner Werke erzeugte früh im Menschen die Erhebung der Seele zu Gott (religio, reverentia), die fromme Gesinnung (pietas und sanctitas), Gottesfurcht (metus, nicht timor deorum) und die ehrfurchtsvolle, anbetende, dankbare und versöhnende Gottesverehrung.[4]) Der wahre Gottesdienst und die würdige Feier der besonderen Götterfeste und Festzeiten erweist sich in reiner Gesinnung, reinem Wort und Wandel,[5]) da die Götter vielmehr auf die Reinheit des Herzens als auf den Reichthum der Gaben sehen und überhaupt mit einer schuldbefleckten Hand oder Seele keine Gemeinschaft haben. Der Mensch bringt aber den Göttern seine Opfer und Gebete dar zum Dank, zum Schutz- und Hülfeflehen und zur Sühne, um ihren Segen, ihre Gunst und Hülfe, ihre Verzeihung zu erlangen, und zwar überall im Leben, ursprünglich vor Allem im Landleben, zu jeder Zeit, besonders aber in Zeiten der Noth.[6]) — Das Gebet ist nöthig und wirksam in allen Verhältnissen wie für den Einzelnen, so für die Familie und den Staat, weil der Mensch im Einzelnen und in der Gemeinschaft dadurch Vergebung und Frieden der Götter (veniam et pacem deorum), Hülfe und Schutz in Gefahr, Abwehr alles Uebels und Heil (salutem) für sich und andere erlangt oder seinen Dank für erfolgte Erhörung und Wohlthat darbringt. Das Gebet muß aber, so fordert immer wieder die Theorie gegenüber der viel entarteten Praxis, rein und rechter Art sein, namentlich für die Gemeinschaft auch genau dem römischen Herkommen und göttlicher Bestimmung gemäß, rite vollzogen werden, um wirksam zu sein, so daß sich für die Erfüllung der Gebete und noch mehr der Gelübde früh fast eine Art Rechtsverhältniß den Göttern gegenüber gestaltet, obwohl trotzdem sich später vielfach der Zweifel an seiner Wirkung und an seinem Werthe einmischt. — Von religiöser Scheu und Beziehung auf Gott (religio) überhaupt ist das ganze römische Leben erfüllt. Alles ward wie im privaten, so im öffentlichen Leben mit Gott angefangen und auch geendet. Selbst die Dichter, Redner und Schriftsteller der Römer fangen, zumal in der älteren Zeit, zuerst mit den Göttern an in der Ueberzeugung, daß ihre Werke nichts sind ohne göttliche Hülfe. So war das ganze Leben des römischen Volks, insbesondere auch durch die strenge Beobachtung der Götterfeste, des Opfer- und Gebetsritus, der Auspicien und Haruspicin, von einer peinlich ceremoniellen Götterverehrung, ähnlich wie im jüdischen Volk, dessen reinerer Gottesverehrung wie propädeutisch fürs Christenthum die Römer sich später vielfach zuwandten, durchzogen und getragen. Von solcher streng religiösen Gesinnung der Römer, welcher selbst spätere Griechen, wie namentlich Polybius, Dionys von Halikarnaß und Plutarch, ihre bewundernde Anerkennung nicht versagen konnten, wurde denn auch nicht am wenigsten die Größe und Machtfülle des römischen Staats als ein von den Göttern verdienter und verliehener Lohn abgeleitet.

---

[4]) Primus est deorum cultus, deos credere; deinde reddere illis maiestatem suam, reddere bonitatem. — Satis deos coluit, qui imitatus est. Senec. epp. 95, 49. [5]) Casta placent superis. Tibull. 2, 1, 13. [6]) In rebus acerbis Acrius advortunt animos ad religionem. Lucret. r. n. 3, 53. Cum res trepidae, reverentia divum Nascitur. Silius It. 7, 88.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4. Römischer Unglaube und Aberglaube. Der Unglaube war in Rom theils mit dem den Römern schon früh durch Ennius und weiter durch Lucrez eingeimpften Euhemerismus und Epikureismus, von denen jener allen Götterglauben ganz rationalistisch auf alte nach dem Tode verherrlichte Könige zurückführte, dieser, um alle Götterfurcht den Gemüthern zu benehmen, bewußt und mit ausgesprochener Absicht auf Vernichtung aller Religion ausging, theils aus der inneren Verwilderung und sittlichen Entartung des Volks und der namentlich in den Bürgerkriegen schnell fortschreitenden Zersetzung des ganzen Staatsorganismus, theils wegen des entarteten Priesterstandes, theils von jeher durch den verderblichen Einfluß der bereits selbst vom Unglauben stark inficirten meist griechischen Bühne und Kunst, vor Allem aber wegen der trotz aller philosophischen Reformversuche immer mehr erkannten und empfundenen Leerheit und Nichtigkeit der römischen Volksreligion am Ende der Republik bereits in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen. — Dabei durchzog bei wachsendem Unglauben immer unheimlicher um sich greifend, der crasseste Aberglaube das ganze Leben des Alterthums, begleitete den Menschen von der Wiege bis zum Grabe mit der Furcht vor finstern Gewalten, zumal im Leben auf dem Lande, in der Familie und im Staate, bei dem Volk und nicht am wenigsten bei den stärksten Geistern unter den Gebildeten. Man nimmt, um seine Wünsche oder Leidenschaften zu befriedigen, um Unheil abzuwehren, um die Zukunft zu erfahren, sich Gewinn und andern Schaden zu bereiten, statt zu den Göttern seine Zuflucht zu allgemeinen Zaubermitteln, zur Astrologie, zu den Orakeln und Traumdeutern, zu allem ganz entsetzlichen Spuk und Gräuel der Magie. Dazu ist dann auch noch der Gespensterglaube, der im römischen Laren- und Manencultus seine nahe Anknüpfung fand, nicht am wenigsten im Alterthum verbreitet.

5. Geschichtlicher Verlauf der römischen Staatsreligion. Zu der eigenthümlichen altrömischen Naturreligion tritt zuerst der sabinische, dann der etrurische und griechische Einfluß früh hinzu und hindert oder unterbricht zwar die selbständige Entwickelung der einheimischen Religion, doch bildet sich eben aus solcher Verknüpfung und vorsichtigen Zulassung fremder, meist weiter entwickelter Culte unter religiöser und politischer Aufsicht des Pontificats und Senats vor willkürlicher Vermischung bewahrt, die römische Staatsreligion. Aber nach dem zweiten punischen Kriege, als mit der griechisch-philosophischen Bildung bald der Unglaube um sich griff, und nach den gracchischen Unruhen, wo die politische und sittliche Auflösung des römischen Volks reißend zunahm, trat immer größere Vernachlässigung der Götterverehrung und durch Eindringen fremder Culte religiöse Verwirrung ein. Die Staatsreligion blieb meist nur noch als politisches Institut und nach der Auffassung der Gebildeten, wie namentlich des Polybius, vor Allem als Zuchtmittel für die Menge wichtig. So versuchte denn am meisten M. Terentius Varro eine Reinigung und Reactivirung der römischen Staatsreligion nach stoischen Grundsätzen, damit in gleicher Weise das Volksbewußtsein und durch Umdeutung das Bedürfniß der Gebildeten Befriedigung fände, und zumal Augustus, von seinem Dichterkreise, vorzüglich von Vergil und Horaz, mit Eifer und Ueberzeugung unterstützt, begünstigte seinerseits als positor et repostor sacrorum die Erneuerung und Wiederbelebung der römischen Volksreligion. Aber der eingerissene Unglaube und Aberglaube war nicht mehr zu hemmen, und man suchte vergeblich sein Heil in der Magie, in der Astrologie, vor Allem schließlich in dem Synkretismus mit orientalischen Religionen. Nachdem dann zuletzt aller Irrthum, aller Wahn, alle Verkehrtheit sich erschöpft hatte, so war und blieb auch für die Römer die einzige Rettung das von den neuen Glaubensboten dargebotene und hier früh ergriffene Heil in Christo, bis endlich die römische Staatsreligion trotz aller Gewalt, mit welcher sie sich zu behaupten suchte und im Volke festgewurzelt, mit in die neue Zeit und Kirche sich übertrug, zusammenbrach und auf ihren Trümmern sich die römische Staatskirche erhob.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4. Die Welt.

1. Die Erkenntniß der Natur, welche die Ursache und Entstehung, das Wesen und den Zweck der Natur im Ganzen und im Einzelnen zu erforschen sucht, ist der Eigenthümlichkeit und der Bestimmung des Menschengeistes entsprechend, ebenso anziehend als fruchtbar. Sie nährt, befreit und erhebt den Geist vom Kleinen und Gemeinen zum Höheren und Himmlischen und macht ihn Gott ähnlicher, indem sie ihn durch die Betrachtung der Ordnung, der Schönheit und harmonischen Uebereinstimmung des Ganzen und aller Theile zur sittlichen Nachahmung derselben antreibt. Aber freilich, so sehr es gilt, trotz aller Schwierigkeit den Ursachen und Elementen der Dinge, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, ins Innere der Natur dringt kein Menschengeist, da dieselbe von wunderbaren Geheimnissen umgeben und erfüllt ist.[1])

2. Die Entstehung und die Herrlichkeit der Welt. Nach der Platonischen Lehre, in welcher zwar der Demiurg, welcher zu der plastisch-genetischen Darstellung der Weltentstehung verwandt wird, ebenso wenig von der göttlichen Weltseele selbst, die sich wie aus sich herauswachsend und gestaltend, vom Höheren zum Niederen bis zur Materie herabsteigend, mit dem entsprechenden Weltkörper umkleidet, als vom Princip des Guten, das dieser belebenden und gestaltenden Gotteskraft innewohnt, (das von der alten Philosophie in die Natur verlegt und dann aus dieser wieder abgeleitet wird) recht zu unterscheiden ist, und neben der mechanisch-atomistischen Auffassung des Demokrit und später des Epikur, nach welcher aus verschiedengearteten Atomen durch einen zufälligen Zusammenstoß (concursus fortuitus) eine oder mehrere Welten entstanden sein sollten, wie aus denselben Buchstaben eine Tragödie und eine Komödie zusammengesetzt werde, (als ob durch das zufällige Zusammen- und Durcheinanderwerfen von Buchstaben auch nur ein einziger Vers des Ennius entstehen könnte), hat die Stoische Ansicht, welche sich die Welt als einen lebensvollen, von der feurigen, vernünftigen, göttlichen Weltseele samenartig gestalteten, erfüllten und pantheistisch durchwalteten Organismus (ζῶον ἔμψυχον) dachte, bei den Römern am meisten Eingang und Verbreitung gefunden. — Die Welt erscheint darum nach Plato und den Stoikern als ein Tempel Gottes, Himmel und Erde als eine Wohnstätte der Götter und Menschen, zu deren Nutzen Alles erzeugt ist, und ihre Gestaltung in der harmonischen, zweckentsprechenden Verknüpfung aller Theile als ein wunderbares und prächtiges Kunstwerk. Vor Allem die Sonne in dem herrlich geordneten Sternenchor und von ihrem Licht belebt und befruchtet die Erde mit ihrem Reichthum an Mineralien, an Pflanzen und Thieren, als zur Wohnung und zum Anbau der Menschen bestimmt, werden bei allem Pantheismus doch immer wieder als eine Erscheinung und ein Beweis göttlicher Weisheit, Güte und Herrlichkeit gepriesen.

5. Der Mensch.

1. Die Entstehung des Menschen wird dabei nicht nur nach Anleitung der Griechen legendenartig an die Thonbildnerei des Zeus-Prometheus oder an den Steinwurf des Deukalion und der Pyrrha nach der Sündfluth angeknüpft, sondern, wie ähnlich bei den Griechen, nach einheimischer römischer Sage in der Weise aufgefaßt, daß die ersten Menschen aus Felsen und Bäumen[1]) oder auch aus der Erde

[1]) Rerum natura sacra sua non simul tradit. Initiatos nos credimus: in vestibulo eius haeremus. Illa arcana naturae non promiscue nec omnibus patent; reducta et in interiore sacrario clausa sunt. Senec. nat. quaest. 7, 31, 2.

[1]) Gens virum truncis et duro robore nata. Verg. Aen. 8, 315.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erwachsen wären. Nach der philosophischen Vorstellung eines Pythagoras und Plato war der Mensch dem Makrokosmus des Universums entsprechend, als Mikrokosmus von dem göttlichen Geist erzeugt, der vom Himmel ausgestreut und auf die Erde herabgesunken, zur Strafe und Büßung früherer Schuld mit dem Körper als einer fremdartigen Umkleidung behaftet wurde, bis er nach dem Tode in längerer oder kürzerer Reinigung einst wieder zu seinem Ursprung zurückkehrt. Aehnlich war die Lehre der Stoa, wonach in Folge der beständigen Umdrehung des Himmels die Natur zur Fähigkeit gereift wäre, das Menschengeschlecht zu erzeugen; der Same sei in die Erde gestreut und daraus aufgegangen, wobei die Menschen alles andere mit ihrer vergänglichen Natur von der Erde entnommen hätten, während ihnen der himmlische Geist von Gott eingepflanzt sei. Anders läßt dagegen die materialistische Auffassung des Epikur den Menschen ganz wie die übrigen Geschöpfe aus dem Erdboden erwachsen und ihn ebenso wieder vergehen, wie er entstanden ist. — Der Zweck aber des menschlichen Daseins ist nach den Stoikern, die Erde nicht nur zu bewohnen, sondern auch zu bebauen und zu bewahren, dazu den Himmel und die himmlischen, göttlichen Dinge zu betrachten und zu erkennen, die Götter zu verehren, der eigenen Natur entsprechend die göttliche Naturordnung zu erfassen, das göttliche Naturgesetz im sittlichen Leben nachzuahmen und darzustellen.[2])

2. Naturzustand und Entartung des Menschen. Vergleichen wir den Menschen mit den übrigen Geschöpfen, wie hülflos, gebrechlich und elend auf der einen Seite, als wenn nicht die Mutter, sondern die Stiefmutter Natur ihn ans Licht gebracht, daß darum viele mit Recht geglaubt haben, das Beste sei, überhaupt nicht geboren zu werden oder doch so schnell wie möglich wieder zu sterben; und doch andrerseits wie wunderbar organisirt, wie hochbegabt, bevorzugt, erhaben über alle erscheint der Mensch; wie im Wesentlichen eins und übereinstimmend in seiner Gattung, und dann wieder wie verschieden und mannigfaltig nach Abstammung, Geburt, Geschlecht, Temperament, Charakter und Lebensstellung, wie dazu noch in sich selbst veränderlich an Gemüthsstimmung, zumal als Knabe, Jüngling, Mann und Greis. — Wie nun bei den Griechen nach Hesiod die Vorstellung von einer mit dem Feuerdiebstahl des Prometheus zur Strafe über die Menschen nach dem früheren goldenen Zeitalter verhängten Entartung verbreitet war, so wußte man auch bei den Römern und in ganz Italien durch Anknüpfung des altrömischen Saturn an den griechischen Kronos viel von einer alten schuldlosen, friedlichen, seligen Zeit unter einem König Janus und Saturn zu erzählen. Ueberhaupt je weiter zurück, desto näher waren die Menschen den Göttern an Tugend und Weisheit gewesen.[3]) Erst später war mit der Habsucht dann Streit, Ungerechtigkeit und allgemeines Verderben über die Menschen hereingebrochen. Aber je mehr zuletzt in Rom mit überhandnehmender Entartung das Elend der Menschheit wuchs und zum Bewußtsein kam, desto mehr erwachte in Verbindung mit dunklen Ahnungen und Verheißungen aus dem Orient unter Augustus und später die Sehnsucht nach der verlornen, einst so schönen, goldenen Zeit. — Nach anderer Auffassung waren dagegen die Menschen aus dem Zustande der Wildheit und Barbarei vom Hirtenleben und von der Eichelfrucht erst durch den Ackerbau vermittelst der Sprache, der Beredtsamkeit, der Kunst und vor Allem der Philosophie zur Gesittung und höheren Cultur gelangt.

3. Die Verderbtheit und die Vortrefflichkeit des Menschen. Die Doppelnatur des

---

[2]) Credo deos immortales sparsisse animos in corpora humana, ut essent, qui terras tuerentur quique coelestium ordinem contemplantes imitarentur cum vitae modo atque constantia. Cic. sen. 21, 77. [3]) Vetustissimi mortalium nulla adhuc mala cupidine, sine probro, scelere eoque sine poena aut coercitationibus agebant. Tacit. Ann 3, 26.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen läßt eben eine verschiedene Betrachtung und Auffassung zu. Auf der einen Seite ist der Gottesgeist im Menschen wie begraben und überwältigt von der Schwachheit des Leibes, vom Gefühl der Furcht und Ohnmacht, von den Lüsten, von Widerstreben und Auflehnung gegen das Verbotene, voller Krankheit und Laster insgesammt, voll Unbeständigkeit, Elend und Knechtschaft. Die allgemeine Verderbtheit dringt wie mit der Muttermilch von früher Kindheit durch den Einfluß der Amme, der Eltern und Lehrer, der Dichter und des Volks auf uns ein, daß die ursprünglichen schwachen Funken und Keime des Guten und Göttlichen in uns mehr und mehr erstickt werden. So ist der Mensch auf Erden elend, und sein Leben wird nicht mit Unrecht als ein Tod, als eine Strafe für frühere Schuld angesehen: daher die Thränen des Heraklit und das Lachen des Demokrit über das armselige Menschenleben, das wie viele schon zur Verzweiflung gebracht hat![4]) — Auf der andern Seite, wie kann man Gottes Vorsehung und Fürsorge schon klar erkennen an der bis ins Einzelste und Kleinste herrlichen und zweckmäßigen Gestaltung und Einrichtung des menschlichen Körpers. Und doch ist der Mensch das vorzüglichste aller lebenden Wesen vielmehr dadurch, daß er mit dem Gottesgeist vom Himmel ausgerüstet ist. Er allein schaut zum Himmel auf, an dessen Betrachtung und Erkenntniß sich zu weiden und zu erheben; er allein erkennt und verehrt die Götter; er allein denkt und redet; er allein erforscht die Wahrheit und ersehnt die Tugend mit dem Gottesgeist, der nach oben strebt. — Aber freilich ist ein Zwiespalt in seiner Natur: der gute Geist soll in ihm und über Alles herrschen[5]) und wird doch überall und immer wieder von dem Körper und seinen Lüsten, von den Begierden und Leidenschaften selbst beherrscht, seinem wahren Wesen, Streben und Verlangen völlig widersprechend. Wo ist da Hülfe oder Rettung zu finden?

6. Die Erziehung im Allgemeinen.

1. Wesen, Zweck und Art der Erziehung. Wie die menschliche Natur überhaupt, so bedarf nun die besondere Naturanlage des Einzelnen der allseitigen Ausbildung, Entwickelung, Vervollkommnung, so schwer und unmöglich es ist, dadurch eine völlige Umwandlung der angeborenen Natur im Menschen zu Stande zu bringen.[1]) Dieser Aufgabe der Erziehung kommt der Mensch aus angeborenem Triebe wie von selbst entgegen und erfüllt mit derselben für sich und für die Gemeinschaft im Staat seine wichtigste Pflicht. Daß aber die durch die Erziehung erlangte Bildung und Tüchtigkeit des Körpers, der Seele und des Geistes sowohl an sich, als in der angemessenen Lebensstellung sich bethätige und dem Gemeinwohl sich nützlich erweise, dazu gehört dann weiter die immer schwierige Wahl des rechten Lebensberufs. Denn der Zweck aller Erziehung bleibt zuerst und vor Allem, dem Staat zu dienen, ihm zum Nutzen und zur Förderung zu gereichen. Bei den Römern ist aber dem Volkscharakter entsprechend alle Erziehung besonders auf die Ausbildung der zum Kriegsdienst geeigneten körperlichen Kraft, auf sittliche Energie und Charakterfestigkeit und auf die Entwickelung wirthschaftlicher, finanzieller, juristischer und politischer Tüchtigkeit gerichtet. — Die rechte Erziehung hat überall an die besondere Naturanlage anzuknüpfen und muß dieselbe in ruhigem, gleichmäßigem und stetigem Fortschritt zu entwickeln und auszubilden bemüht sein. Sie muß also in früher Kindheit anfangen, wo Wille, Herz und Geist noch lenksam sind, und zwar wird ihre Aufgabe durch gutes Vorbild der Eltern und Lehrer, durch eine strenge, mit Freundlichkeit gepaarte Zucht,

[4]) Aut ridenda omnia (ut a Democrito) aut flenda sunt (ut ab Heraclito). Senec. de ira 2, 10, 3. [5]) Ratio ut imperet illi parti animi, quae oboedire debet, id videndum est viro, vel ut dominus servo, vel ut imperator militi, vel ut parens filio. Cic. Tusc. 2, 21, 48 vgl. rep. 3, 25. [1]) Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Horat. epp. 1, 10, 24.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch sorgfältige Uebung, durch immer neu geweckten Fleiß und Eifer, Liebe und Lust, durch mühsame, mit Erholung und Spiel abwechselnde Arbeit am besten erreicht. So erzogen wird der Schüler dann auch mit Dank, mit Liebe und Pietät dem Erzieher und Lehrer anhangen und seine Schule in guter Erinnerung behalten.

2. Die römische Erziehung war von je her keine Staatsangelegenheit, keine öffentliche Einrichtung und Fürsorge, so sehr auch alle Erziehung in Rom vorzüglich für das öffentliche Leben, für den Nutzen und Zweck des Staates bestimmt war. Sie hatte ihre festen Wurzeln im Schooß der Familie, zunächst der Mutter (in gremio matris), in der ernsten Zucht und Leitung des Vaters und trug vorherrschend einen sittlichen, praktischen Charakter, wozu erst später nach vergeblicher, aus der nationalen Gesinnung der Altrömer hervorgegangener Abwehr, namentlich zuerst für die schulmäßige Erlernung der Beredtsamkeit, die griechische Geistesbildung hinzukam, die dann weiter in Griechenland, zumeist in Athen und Rhodus, ergänzt und vollendet wurde, bis zuletzt auch in Rom mit der allgemeinen Auflösung ebenso die sittliche wie die wissenschaftliche Jugendbildung mehr und mehr vernachlässigt wurde oder entartete.

7. Die körperliche Erziehung.

1. Die Ausbildung körperlicher Tüchtigkeit hat überall den Zweck, daß der gesunde, kräftige Körper dem Geist und Willen dienstbar, zur Arbeit tüchtig und wie dem Schmerz gewachsen, so der Lust zu widerstehen fähig sei. Die alten Römer übten und härteten den Körper beim Landbau und auch bei der Jagd ab, daß derselbe im Kriegsdienst fürs Vaterland stark und ausdauernd sich bewähre. Dazu kamen bald in Rom besondere körperliche Uebungen von Jung und Alt im Laufen, Reiten, Schleudern, Discuswerfen, Ringen, meist nach der Griechen Sitte, obwohl deren Gymnastik und Athletik in Rom auch aus sittlichen Gründen wenig Beifall und erst unter den Kaisern einigen Eingang fand, ferner vor Allem das Ballspiel auf dem Marsfeld, woran sich gewöhnlich noch ein Bad im Tiber anschloß. Jedoch bedarf der Körper nach angestrengter Thätigkeit im Staatsleben oder vor Gericht, besonders im heißen Sommer, auch wieder der Erholung, des Aufenthalts auf dem Lande, in der Waldeinsamkeit oder auf den bequemen ländlichen Villen, auf Reisen und in den Bädern, so jedoch daß alle Ueppigkeit, Verweichlichung oder gar Weltschmerz fern zu halten ist, da die Ortsveränderung, die bessere Luft und das Bad zwar oft den kranken Körper, aber doch nur wenig die kranke Seele zu ändern und zu heilen vermag. Jede künstliche Bewegung des Körpers dagegen, wie der Tanz, erschien dem römischen Ernst (gravitas) unwürdig und war zumeist nur bei dem Göttercult, ursprünglich mit lustrirender Bedeutung, und bei den Landfesten zulässig, bis derselbe mit griechischer Sitte, doch immer als Zeichen der Verweichlichung und Entartung angesehen, zuletzt auch in Rom mehr Eingang fand.[1])

2. Die öffentlichen Spiele zu Rom waren zuerst und vor Allem gymnische, während später aus Etrurien und Griechenland die scenischen und weiter die kriegerischen zu Fuß, zu Pferde, zu Schiff, dann die Gladiatorenkämpfe und zuletzt die Thierhetzen, oft mit den dazu bestimmten Kriegsgefangenen und später besonders auch mit den hierzu verurtheilten Christen, in immer gesteigerter Ausdehnung, Pracht und Grausamkeit hinzukamen. Ursprünglich zumeist im engen Zusammenhang mit dem Göttercult, hatten sie vorherrschend lustrirende Bedeutung, bis sie, als dieser Sinn und Ursprung je länger je mehr verdunkelt

[1]) Nemo fere saltat sobrius, nisi forte insanit: neque in solitudine neque in convivio moderato atque honesto. Tempestivi convivii, amoeni loci, multarum deliciarum comes est extrema saltatio. Cic. pro Mur. 6, 13.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurde, zuletzt ganz verweltlichten und nur noch der unersättlichen Schaulust der Menge dienten. Während dabei die mehr einheimischen scenischen Spiele in den Atellanen zum vielbeliebten burlesken Volkstheater herabsanken, die Mimen durch Laberius und Publius Syrus bei aller Licenz nur vorübergehend mehr Kunstgehalt annahmen und sich besonders mit ihren treffenden Sentenzen erhielten, bald aber von den üppigen Pantomimen verdrängt wurden, konnten auch die feineren griechischen oder gräcisirenden Dramen den gröberen Sinnengenuß der Römer zuletzt nur noch durch immer reicheres Schaugepränge befriedigen und fesseln. Dagegen fanden all jene blutigen und grausamen Kampfspiele, von denen nur die mit ihrer Nudität dem Römer sittlich von je her anstößigen gymnischen Kämpfe der Griechen ausgeschlossen blieben, nicht nur bei dem verdorbenen und zuletzt verwilderten Geschmack des Volks zu allen Zeiten immer neuen Beifall, sondern selbst bei den Gebildeten überwiegend Billigung oder Rechtfertigung und nur vereinzelt vom philosophisch-sittlichen Standpunkt Tadel und Verdammung. Die römischen Kaiser nährten und theilten solche Lust zum Theil aus politischer Berechnung. Andere wollten darin sogar eine Art kriegerischer Lust, Gewöhnung und Vorschule finden. Nur wenige deckten das Unmenschliche, Barbarische, für die Sitten, namentlich in der Gewöhnung an gefühllose Grausamkeit, Verderbliche mit kühnem Freimuth auf.

8. Die Kunstbildung.

1. Der Realismus römischer Bildung. Obwohl von der idealen Geistesbildung der Griechen angeregt und befruchtet, erkannte der praktische Römer, der vor Allem den Nutzen und Gewinn oder das Staatsinteresse im Auge hatte, als zur Weltherrschaft berufen, nur bedingt den Werth der höheren Geistes- oder gar Kunstbildung der unterworfenen und meist verachteten Griechen an. Kriegerische Tapferkeit und Tüchtigkeit, lange mit großer Genügsamkeit und sittlicher Kraft verbunden, dazu die Thätigkeit des praktischen Verstandes, der vor Allem in der Ordnung und Verwaltung wie des Hauswesens, des Vermögens und der Ackerwirthschaft, so des Staatslebens und der immer mehr erweiterten Weltherrschaft sich bewährte oder auf die kunstreiche Verwickelung und Schlichtung complicirter Rechtshändel gerichtet war, nahm vorherrschend das Interesse in Anspruch, so daß darum auch die trotz Allem unaufhaltsam, wenigstens in die höheren Schichten der Gesellschaft eindringende Geistesbildung der Griechen wesentlich immer nur nach dem Maaß ihres sittlichen Werthes und ihrer praktischen Nützlichkeit beurtheilt und gewürdigt wurde. Wunderbar genug und doch auch in gewisser Art natürlich war es dabei, daß, während in Griechenland und vor Allem in Athen alle Künste und Wissenschaften, wenn auch meist auf gewisse Zeiträume zusammengedrängt, in organischer Entwickelung zur höchsten Blüthe gelangten, bei dem Mangel an eigener Productivität und bei der darum vorwaltenden Nachahmung und Entlehnung die Reihenfolge und Ordnung derselben bei ihrer Aufnahme in Rom meist völlig umgekehrt wurde.

2. Das Wesen der Kunst. Die Kunst ahmt die Gebilde der Natur, aber in ihrer vom Menschengeist erfaßten idealen Vollendung, mit Freiheit nach und wirkt durch ihre Schöpfungen anregend, reinigend, befriedigend und erhebend durch den dem Menschen innewohnenden, angeborenen Schönheits- und Kunstsinn auf das menschliche Gemüth. Obwohl es an sich nur eine Kunst giebt, sind ihre besonderen Formen und in den einzelnen Formen ihre eigenthümlichen Gestaltungen doch sehr von einander verschieden. Aber alle Werke der Kunst aus besserer Zeit erscheinen, soweit sie aus griechischer Meisterhand hervorgegangen sind oder in der Nachahmung sich denselben innig anschließen, in der Reinheit ihres Geschmacks, in ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

idealen Natürlichkeit und in ihrem Streben nach wahrer Schönheit eigenthümlich, anziehend, vollendet, bis sie später von ihrer idealen Richtung zur Sinnlichkeit, Uebertreibung, Geschmacklosigkeit herabsinken.

3. Die Baukunst bei den Römern. War also der Kunstsinn bei dem nicht auf das Ideale, sondern auf das in Sitte, Staat und Leben Praktischverständige, Nützliche gerichteten Römer überhaupt nur wenig vorhanden, so hat er sich doch noch am meisten in der aus dem praktischen Bedürfniß hervorgegangenen Baukunst bewährt. Die Baukunst, welche freilich ebenso früh schon von der griechischen Kunstform abhängig erscheint, als sie unter den Tarquiniern aus Etrurien in Rom eingeführt wurde, diente mit vorzüglicher Anwendung des altitalischen Bogenbaues zuerst theils dem öffentlichen Götterdienst in den nach dem Capitolium bald immer zahlreicher werdenden Tempeln, theils mit großartiger Ausführung in den unterirdischen Brunnenanlagen, wie dem Tullianum, in der Trockenlegung der Stadt durch die Cloaca maxima, in der Einrichtung großer Rennplätze, wie des Circus maximus, in den Befestigungswerken, wie dem Agger und Murus Tullianus, in den mächtigen Wasserleitungen und Foren dem gemeinen Nutzen, bis der überhandnehmende Reichthum und Luxus der Privaten und seit Augustus vor Allem der Kaiser zuerst das Marsfeld und nach dem Neronischen Brande die Stadt selbst mit den reichsten, prächtigsten, immer mehr zum Riesenhaften strebenden Marmorpalästen, Triumphbogen oder -Säulen, Amphitheatern und Mausoleen schmückte und Rom zu einem Heerd und Sammelplatz griechischer Kunstwerke und Künstler erhob. Zuletzt brach jedoch auch im Baustil bei der allgemeinen Auflösung des römischen Reichs mit dem Synkretismus der Religionen asiatische Prunksucht und Geschmacklosigkeit herein, welche die frühere Reinheit der Kunstformen verwirrte und verdarb, als auch schon, zuerst in stiller Verborgenheit der Katakomben, das Christenthum allmählich die vererbte antike Kunst mit neuem Geist und Leben zu erfüllen anfing.

4. Die bildende Kunst und Malerei in Rom war, namentlich seit der Zerstörung Korinths durch Mummius, meist als Luxusgegenstand aus Griechenland, als einer unerschöpflichen Fundgrube der herrlichsten, immer neu zuströmenden Denkmäler, eingeführt und wurde auch später, selbst von den Gebildeten, nur wenig nach ihrem wahren Werthe erkannt und gewürdigt. Sie galt vielmehr für den ernsten, praktischen, vielbeschäftigten Römer als überflüssig oder leichtfertig und wurde außerdem, wie sie es freilich für die Römer und auch für die Griechen schon vielfach geworden war, meist für religionsfeindlich und sittenverderblich angesehn, so daß die Beschäftigung mit ihr, mit ihrer Geschichte und ihren Schöpfungen, selbst bei Cicero, immer als einer Entschuldigung bedürftig erschien.

5. Das Wesen und die Arten der Dichtkunst. Der Ursprung und die Wirkung der Poesie ist etwas Geheimnißvolles, beruht auf göttlicher Begeisterung und Erhebung. Darum sucht der Dichter mit reinem, frommem Sinn zu ungestörtem Schaffen gern die Stille, die Waldeinsamkeit auf, wo ihm die Gottheit nahe ist. Sein beflügeltes Wort, zugleich von den Schwingen der Musik getragen, dringt leichter zu Herzen, ist von bleibender Wirkung und verleiht den von ihm Gefeierten unsterblichen Nachruhm. Der Dichter muß aber für den Römer nicht nur gefallen, sondern ebenso auch nützen, um mit seiner Kunst auch in seiner Weise der Wohlfahrt des Staates zu dienen. Doch um zur Höhe seiner Kunst zu gelangen, bedarf der Dichter, wie jeder Künstler, zu seiner Naturanlage vor Allem eifriges Studium und in der Uebung seiner Kunst viel Mühe, Fleiß und Sorgfalt. — Da aber die Römer auch in der Dichtkunst ohne besondere Eigenthümlichkeit und Productivität und selbst für die Nachahmung meist auf die Provinzialen angewiesen waren, so wurden seit Livius Andronikus und Ennius nach dem zweiten punischen Kriege allmählich, so gut und so weit es eben ging, die bei den Griechen in hoher Vollendung ausgebildeten Gattungen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

epischen, lyrischen und dramatischen, dazu auch der didactischen Poesie nach Rom verpflanzt, und bald wurden dann mit den griechischen auch die römischen Dichter besonders dem Schulunterricht der Jugend zu Grunde gelegt. Ebenso fand die von den Alexandrinischen Dichtern beliebte Vertheilung der verschiedenen Arten der Dichtkunst an die einzelnen neun Musen, wonach die epische Poesie der Kalliope, die Tragödie der Melpomene, die Komödie der Thalia, der lyrische Gesang der Euterpe, die erotische Dichtung der Erato, der Hymnus der Polyhymnia, das Tanzlied der Terpsichore, dazu die Geschichtserzählung der Klio und die Himmelskunde der Urania zufiel, zum Theil auch bei den Römern Eingang. — Was nun zunächst die epische Poesie anbetrifft, so fehlte es zwar in Rom, namentlich beim Gottesdienst, bei den ländlichen Festen und bei den Gastmählern, nicht an Keimen und den ersten Ansätzen zu einer eigenen Volksdichtung, doch wurden dieselben von der feineren griechischen Bildung und Poesie entweder erstickt oder verdrängt, so daß sie sich meist im Volke verloren und entarteten. Das griechische Vorbild, besonders für das Epos Homers, bestimmte bei den Römern nicht nur die Form und Regel, sondern zumeist auch den Stoff oder doch die ganze Auffassung und Behandlung des früh mit Selbstbewußtsein vorgezogenen, sehr spröden nationalen Stoffs für das römische Kunstepos wie bei Ennius, so bei Vergil, bei Lucan, Valerius Flaccus, Silius Italicus, Statius u. a. Nur die Satire hat sich eigenthümlich römisch aus den Naturelementen der alten Volkspoesie seit Ennius, Lucilius, Varro mehr naturwüchsig und durch Horaz, dem sich Persius und Juvenal enger anschlossen, verfeinert und gemildert zu einer Art Kunstform entwickelt. — Am meisten fehlte aber den Römern trotz einzelner Spuren religiöser Volksdichtung der Sinn und die Begabung für die lyrische Poesie überhaupt und auch für die bereits so herrlich und mannigfaltig ausgeprägte griechische Lyrik, von welcher nur die leichtere, lesbische Form nach Catull vor Allem durch Horaz, theils in bloßer Nachahmung, theils selbständiger und mit nationalem Inhalt erfüllt, auf den römischen Boden verpflanzt wurde. Daneben hat die Elegie, zwar mehr mit Formengewandtheit als Ideenreichthum und Gemüthstiefe, Nachahmung und Verbreitung bei den Römern besonders durch Catull, Tibull, Properz und Ovid gefunden, während das besonders durch Catull, Martial und Ausonius vertretene theils pikante und schlüpfrige, theils sententiöse Epigramm dem doppelseitigen römischen Charakter mit seiner festivitas und gravitas fast noch am meisten zusagen mußte. Aber all solche Dichtung erscheint dem Römer doch mehr als bloßes Spiel oder als Uebung und Zeitvertreib (levia studia), daß darum der römische Dichter, vor Allem Ovid und Martial, denn auch suo iure fordern zu können glaubt, daß man von dem oft unsittlichen Inhalt solcher Dichtung, als wenig ernst gemeint, den unbescholtenen Sinn und Charakter des Dichters selbst wohl zu unterscheiden habe. — Das von den Griechen erfundene und ausgebildete Drama, die Tragödie des Aeschylus, Sophokles und Euripides und nach Aristophanes vor Allem die neue Komödie des Menander, auch Philemon und Diphilus wurden, wie jene durch Ennius, Pacuvius und Attius, so diese durch Plautus, Cäcilius und Terenz (dimidiatus Menander), meist in umgekehrter Folge, bei den Römern mehr übersetzt und überarbeitet (fabula palliata), als selbständig an nationalen Stoffen (fabula togata) ausgestaltet. Aber der Einfluß der Bühne auf die schaulustige, empfängliche Menge in Rom war groß und wurde wenn auch zum Theil als geistig bildend, doch meist als sittlich und religiös schädlich und verderblich erkannt. Der ernste Römer wollte dagegen, daß das Drama, wie namentlich theils bei Aeschylus und Sophokles, theils bei Aristophanes der Fall gewesen, als Spiegel des höheren sittlichen und geistigen Lebens zur Veredlung und Erhebung des Volks dienen und wirken sollte. Auch war demselben in der bessern Zeit in Rom, obwohl bis Cäsar außer in den Atellanen kein freier Römer öffentlich auftreten durfte, durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

edle, feingebildete, in den höheren Kreisen der römischen Gesellschaft angesehene und beliebte Schauspieler wie Aesop für die Tragödie und Roscius für die Komödie als Freigelassene, zur Erhöhung seiner Wirkung eine kunstgerechte, würdige Darstellung zu Theil geworden. Doch später unter den Kaisern brach, trotz der bei allem Mangel an Geschmack mit großer Formengewandtheit versuchten sententiös ethischen Richtung des Seneca, im Drama nach Inhalt und Form immer größere Prunksucht, Uebertreibung und Entartung herein.

9. Die geistige Bildung.

1. Wesen, Werth und Erwerb der Geistesbildung. Bedarf also schon der Körper des Menschen der Ausbildung, um dem Geiste dienstbar zu sein, muß ebenso die Phantasie und das Gemüth des Künstlers geübt, veredelt und gereinigt werden, um mit der gelernten Beherrschung der Form über das Handwerk sich erhebend, zur künstlerischen, schönen Gestaltung zu gelangen, so ist doch von größerer Bedeutung und Wichtigkeit die Bildung und Entwickelung des Geistes, damit der geistbegabte Mensch das Ziel seiner höheren Bestimmung zu erreichen befähigt werde. Es besteht aber nach philosophischer Anschauung eine Wechselbeziehung, eine gegenseitige Anziehungskraft zwischen dem menschlichen Geist und den Dingen, so daß wie die Dinge, Himmel und Erde dazu da sind, um erkannt zu werden, ebenso der Mensch, als das Endgeschöpf aller lebenden Wesen, durch ihre Erkenntniß erst zu sich, zur wahren Humanität, zum wahren Leben gelangt. — Dem Menschengeist ist also eigenthümlich der Trieb nach Erkenntniß. Was wir nicht wissen, wollen und sollen wir lernen von denen, die es wissen, so weit das Menschen möglich ist. Der Mensch erfaßt, behält und vergleicht die Dinge mit dem Gedächtniß, das durch Uebung immer zu stärken ist. Doch muß er vor Allem sein angelerntes Wissen geistig beherrschen, muß selbst urtheilen und denken lernen. Er erlangt aber, wenn er beständig in seinem Lerneifer fortschreitet, solche Geisteskraft und Reife vorzüglich theils durch das lebendige Wort, den Vortrag und Unterricht des Lehrers und durch anschauliche Beispiele, theils durch aufmerksame und fruchtbare Lectüre, theils durch eigenes Nachdenken, Suchen, Finden und Ueben. Ist die Wurzel solcher Geistesbildung meist auch bitter, so ist dafür die Frucht doch gut und süß.

2. Die Wissenschaft und ihre Arten. Es giebt an sich nur eine Wissenschaft, welche die richtige Erkenntniß aller göttlichen und menschlichen Dinge nach ihren Gründen umfaßt, von welcher uns die Natur jedoch nur die ersten Keime und Anfänge, nicht das Wesen und den Besitz verliehen hat. So sind denn die einzelnen Wissenschaften nur die besonderen Gebiete und Theile dieser einen Wissenschaft, und sind darauf angewiesen, sich gegenseitig zu derselben und aus derselben zu ergänzen. Insofern sie aber die eines freien Mannes würdige Beschäftigung bilden und zugleich geeignet sind, den Geist des Menschen frei zu machen, heißen sie, wie bei den Griechen, die freien Künste und Wissenschaften.[1]) Doch durfte bei dem auf das praktische und öffentliche Leben gerichteten, vielbeschäftigten Römer ihr Studium nur die Mußezeit (otium), welche der Staatsdienst etwa inzwischen oder im Alter gewährte, ausfüllen und wurde meist dem Jugendunterricht überwiesen, wenn nicht besondere Neigung größeren Spielraum dafür zu gewinnen wußte. Meist nahmen auch hierin die Römer von den Griechen nur an, was sie für sich praktisch nutzbar machen konnten, doch bildete sich später als Grundlage des Jugendunterrichts und als Voraussetzung der theoretischen Geistesbildung ein nach Aristoteles begrenzter Kreis encyclopädischer Erudition (encyclios

[1]) Liberales, ingenuae, bonae, humanae artes v. humanitatis; studia, quae ad humanitatem pertinent.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

disciplina), welcher im Wesentlichen aus der Grammatik, Arithmetik und Geometrie, wozu noch Musik, Astronomie, Rhetorik und Dialektik oder überhaupt die Philosophie hinzukam, gebildet wurde. Doch hatte schon M. Terentius Varro und später in gleicher Polyhistorie der ältere Plinius sowohl diesen Kreis, als überhaupt das ganze Gebiet des menschlichen Wissens in allen Theilen nicht nur selbst umfaßt, sondern auch den Römern in übersichtlicher Darstellung vorgeführt. Kein Wunder also, daß auch in den Wissenschaften, wenn wir etwa die mehr dem praktischen Leben zugewandten Gebiete, wie die Redekunst und Geschichtsschreibung, die Jurisprudenz und Kriegswissenschaft ausnehmen, das Erbe des griechischen Geistes durch die Römer weder eine selbständige Vertretung noch eine wesentliche Bereicherung erfährt. Vielmehr war bei den Römern wegen ihrer Neigung, mehr von der Oberfläche, als aus der Tiefe zu schöpfen, statt wahrer Geistesbildung meist nur Halb- oder Vielwisserei die Folge.

3. Die Philosophie. Es ist dem Menschengeist eigenthümlich, nicht nur das Wissen zu bereichern, sondern vor Allem die Wahrheit zu erforschen, theils als Selbstzweck, wie bei den Griechen, theils des damit verbundenen Nutzens wegen, wie bei den Römern, und ziemt sich dies überhaupt für jeden, den die erworbene Geisteskraft und Freude an geistiger Thätigkeit seines höheren Ursprungs sich erinnern läßt. Aber freilich der Mensch, der irrt, so lang er strebt, so selig nach dem Suchen auch das Finden ist. Darum ist denn die Philosophie, als das Streben nach Weisheit und Wahrheit vor Allem aus dem Nichtwissen (inscientia, ἄγνοια), aus der Verwunderung (admirari, θαυμάζειν) durch eben das in unserm Geist von der Herrlichkeit der Welt entzündete Verlangen nach Erkenntniß erzeugt, und hat es versucht, die Entstehung und das Wesen der natürlichen Welt in der Physik, der Sittlichkeit in der Ethik, der menschlichen Erkenntniß in der Logik zu erforschen und zu ergründen. Wohl glaubt sie in Selbsttäuschung befangen, bisweilen ihr Ziel erreicht zu haben, aber weder das Ziel ist klar erkannt, noch der Weg zum Ziel gefunden, noch die Fähigkeit vorhanden, zum Ziele zu gelangen. Sie weiß, daß das Ziel aller menschlichen Erkenntniß die Wahrheit ist, ahnt auch, daß dieselbe allein in Gott enthalten sei, ohne doch den Weg zu finden, wie die menschliche Vernunft aus dem subjectiven Meinen und Wissen zum objectiven Erkennen sich erheben, der menschliche Geist mit dem göttlichen Geist sich vereinigen, mit einem ewigen Inhalt sich erfüllen könne, daß sie schließlich entweder an der Wahrheit ganz verzweifelt oder mit der Wahrscheinlichkeit sich begnügt. Sie lehrt mit Recht, daß die natürliche Welt ein geordnetes Ganze ist und sowohl in ihrer wunderbaren Entstehung, als in ihrer zweckvollen Anordnung, Erhaltung und Regierung auf eine göttliche Ursache und Kraft zurückzuführen sei, ohne jedoch schließlich zu einer anderen als pantheistischen oder deistischen Vorstellung von dem Wesen Gottes zu gelangen. Ebenso weiß sie auch die sittliche Kraft im Menschen von Gott, von der Gottähnlichkeit seines Wesens, von der Uebereinstimmung seines vernünftigen Willens mit der göttlichen Vernunft in der Natur herzuleiten, stellt mit starrer Consequenz ihre abstracten sittlichen Forderungen im menschlichen Leben und verspricht jedem, der ihr folgt, mit dem Besitz der Weisheit und der Tugend, wie sie denn freilich allein der Weise erlangt, völlige Reinigung und Befreiung von allem Irrthum, allem Bösen, völlige Affectlosigkeit und damit vollkommene Seelenruhe und Glückseligkeit. Aber abgesehen, daß sie selber zugestehen muß, daß solch Ideal eines Weisen wie der Vogel Phönix auf Erden nicht zu finden sei,[2]) daß es einzelne nur zu solcher Höhe fortschreitende Weisen gegeben habe, abgesehen ferner, daß alle feste Norm der Sittlichkeit fehlt, die entweder von der Aehnlichkeit des Sinnlichschönen oder

[2]) Quam sapientiam adhuc mortalis nemo est consecutus. Cic. amic. 5, 18.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von der Einsicht des vollkommen Verständigen oder von dem Ideal des vollkommen Tugendhaften hergeleitet wird, die beide in Wirklichkeit nicht existiren, erhebt sich ebenso wie jene philosophische Gottheit, auch ihre Weisheit und Tugend nicht über eine inhaltsleere Abstraction ohne Persönlichkeit, ohne Leben und ohne Wahrheit, daß sie am Ende zum Gefühl und Bewußtsein ihrer Ohnmacht gekommen, eingestehen muß, daß die Kraft und der Besitz der Wahrheit und der Tugend den sterblichen Menschen überhaupt versagt und nur bei den Göttern zu finden sei.

4. Die Philosophie bei den Römern wurde nun von den Griechen zuerst durch die verbannten Achäer, dann insbesondere durch die drei 155 v. Chr. von Athen zur Aufhebung einer verhängten Geldstrafe nach Rom geschickten Gesandten, den Akademiker Carneades, den Stoiker Diogenes von Babylon und den Peripatetiker Critolaus eingeführt und fand schnell, so sehr die altrömische Gesinnung und Sitte dagegen reagirte, bei der Jugend freudige Aufnahme und bald bei der neuen Geistesrichtung des jüngeren Scipio und Lälius eifrige Pflege und Schutz. Vor Allem gewann bei den sittlich ernsteren Römern die geistverwandte stoische, dazu bei den mehr Leichtlebigen die natürlich mehr ansprechende epikureische und im Allgemeinen bei der unter den Römern vorherrschenden Neigung zur Eklektik die über den Parteien schwebende, zum Zweifel geneigte academische Schule Beifall. Doch dient überhaupt dem Römer auch die Philosophie theils nur zum geistreichen Zeitvertreib in der Mußezeit,[3]) theils propädeutisch und ergänzend zur höheren Ausbildung der Eloquenz, theils zur Entfernung falscher religiöser Vorstellungen und zur größeren Freiheit des Geistes, nach der Tendenz der Epikureer, namentlich bei Ennius und Lucrez, in negativer, nach der Stoa dagegen, zumal bei Varro und Cicero, in positiver Richtung; theils zur sittlichen Begeisterung und Reinigung, Erhebung und Tröstung im Unglück und im allgemeinen Sittenverderben; theils zur Vertiefung, Stärkung und Befestigung der wahren Grundlagen des römischen Rechts und Staatslebens; theils freilich auch nur zur eitlen Befriedigung des nationalen Ruhms und Selbstbewußtseins den Griechen gegenüber, wie nicht wenig bei Cicero. Aber der Römer erkennt, so wenig productiv er auch selber ist, doch mit gesundem Urtheil oft genug das Unpraktische, Uebertriebene, Verderbliche der verschiedenen Schulen, sucht zum Theil die mehr subtilen Gegensätze derselben unter einander und zu dem wirklichen Leben zu mildern und so sehr er in der Theorie zur Eklektik neigt, hat er doch oft genug im Leben, selbst in der Kaiserzeit, mit der strengen stoischen Moral bitteren Ernst gemacht. Im Allgemeinen freilich würdigt der vornehme Römer, meist mit Geringschätzung gegen ihre vielfach entarteten Vertreter erfüllt, sich nur oberflächlich mit der Philosophie zu beschäftigen, soviel sich auch Cicero und später Seneca bemühten, dieselbe durch ihre Schriften in weitere Kreise einzuführen, und das römische Volk als solches ist von ihren Wirkungen fast unberührt geblieben.[4])

10. Die religiöse und die sittliche Bildung.

1. Wesen und Werth der religiösen und sittlichen Bildung. Da aber alle geistige Bildung, insbesondere für den Römer, keinen höheren Werth hat, wenn sie nicht den ganzen Menschen reinigt und veredelt, sittlich bessert und erhebt, so soll nach der stoischen Philosophie der Mensch mit seiner göttlichen Vernunft die in der Welt waltende Gottesvernunft nicht nur erkennen und verehren, sondern soll mit der Erkenntniß des Wesens und Zusammenhangs aller göttlichen und menschlichen Dinge jenes

[3]) Philosophari necesse est, sed paucis, nam omnino non placet. Ennius b. Cic. Tusc. 2, 1, 1. [4]) Ac philosophia quidem tantum abest, ut proinde ac de hominum est vita merita, laudetur, ut a plerisque neglecta, a multis etiam vituperetur. Cic. Tusc. 5, 2, 6. vgl. de fin. 1, 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der Natur waltende Gesetz in seinem tugendhaften Leben nachbilden und durch solche Nachahmung und Befolgung jenes göttlichen Gesetzes (ἕπου θεῷ, sequere deum) zur wahren Gottesverehrung, zur wahren Freiheit und Glückseligkeit gelangen. Das war wenigstens die immerhin unlösbare Aufgabe, welche den zum Höchsten strebenden Geistern die Philosophie des Alterthums stellte.

2. Der Erwerb der religiösen Bildung. Bestand nun die römische Staats- und Volksreligion, als das heilig gewahrte und gepflegte Erbe der Väter, vor Allem in der unter Leitung der öffentlichen Priester mit gewissenhafter Scheu beobachteten Verehrung der väterlichen oder von Staatswegen aufgenommenen Götter im Hause, in der Familien-, in der Stammesgenossenschaft und im Staat, so wurde der bis ins Kleinste fixirte Ritus, zumal in den Priestercollegien, zuerst in mündlicher Ueberlieferung vererbt und dann schriftlich verzeichnet. So lernte der Römer von Jugend auf zu Hause vom Vater, öffentlich von den Priestern, zuletzt in den Collegien durch frühe Betheiligung wie durch mündliche und schriftliche Belehrung den complicirten Ritus der römischen Religion in den Ceremonien, Gebetsformeln und Opfern kennen und erfuhr dadurch, daß das ganze Leben in frommem Glauben, in heiliger Scheu, in williger Unterwerfung und Beschränkung des eigenen Willens unter eine höhere göttliche Macht gestellt war, trotz alles Irrthums vielfach eine heilsame sittliche Einwirkung und Erhebung, daß selbst noch nach der Erschütterung und Zerrüttung des überlieferten Volksglaubens gebildete Griechen ihre Anerkennung und Bewunderung über die politische Bedeutung und den sittlichen Einfluß der römischen Volksreligion auszusprechen sich gedrungen fühlten. Aber ebenso gingen dafür auch religiöse und sittliche Entartung Hand in Hand.

3. Der Erwerb der sittlichen Bildung. Der Mensch muß, um seine Bestimmung zu erreichen und glücklich zu sein, einen höheren Lebenszweck, die wahre Sittlichkeit als Ziel und Leitstern seines Lebens vor Augen haben, er muß seine Neigungen, seinen Willen und sein Thun messen und richten nach einem höhern, wahren, unwandelbaren Gesetz und Willen,[1]) d. e. er muß dem Willen Gottes folgen mit einem reinen Herzen, das sagt ihm sein eigenes Bewußtsein und lehrt ihn die Philosophie. Der Mensch ist vermöge seiner Vernunft, welche Maaß, Harmonie und Schönheit der göttlichen Vernunft in der sichtbaren Welt erkennt und liebt und darum auch in den Absichten, Thaten und Worten der Menschen entsprechend das Wohlanständige, Geziemende, Schöne und Gute (τὸ καλὸν κἀγαθόν, decus, honestum) fordert und übt, zur Sittlichkeit angelegt.[2]) Er gelangt aber zur Sittlichkeit, wenn er die in ihm angelegte Neigung für das Geziemende und dazu die angeborne Scheu vor dem Nichtziemenden pflegt, wenn er, wie früher in Rom fast allgemein war, in der sittlichen Zucht der Mutter und des Vaters, der häuslichen und öffentlichen Sitte und nach den Vorbildern der Vorfahren Recht und Gerechtigkeit übt, ferner nach philosophischer Theorie, wenn er im höheren Streben durch das gute Beispiel, durch Vermahnung, wenn es sein muß auch durch Strafe, besser jedoch durch Erweckung des freien Willens, durch Uebung, pythagoräische Selbstprüfung und Selbstzucht und vor Allem durch Belehrung über die ernsten Forderungen des wahren göttlichen Gesetzes (d. h. soweit der stoisch-pantheistischen Lehre vergönnt war) zur sittlichen Scheu und Ehrfurcht (pudor, verecundia), zum willigen Gehorsam und so zur sittlichen Freiheit angeleitet und hingeführt wird.

---

[1]) Proponamus oportet finem summi boni, ad quem nitamur, ad quem omne factum nostrum dictumque respiciat. Veluti navigantibus ad aliquod sidus dirigendus est cursus. Vita sine proposito vaga est. Senec. epp. 95, 45. Lex vera atque princeps, apta ad iubendum et ad vetandum, ratio est recta summi Iovis. Cic. legg. 2, 4, 11. [2]) Eorum ipsorum, quae aspectu sentiuntur, praeter hominem nullum aliud animal pulchritudinem, venustatem, convenientiam partium sentit. Quam similitudinem natura ratioque ab oculis ad animum transferens, multo etiam magis pulchritudinem, constantiam, ordinem in consiliis factisque conservandum putat i. e. honestum. Cic. offic. 1, 4, 14.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ja, könnte der Mensch den Inbegriff, das Ideal sittlicher Vollkommenheit und Weisheit verwirklicht mit seinen Augen vor sich sehen, welche Liebe und Begeisterung würde das in ihm erwecken!

4. Wesen, Werth und Erwerb der Tugend. Tugend ist dem Römer zuerst die Manneskraft (virtus), die besonders im Krieg gegen die Feinde, im Kampf fürs Vaterland sich bewährt, von allem Makel sich frei erhält und überall das Rechte thut. Die römische Tugend war es, welche mit Hülfe der Götter und der Fortuna das römische Weltreich aufgerichtet hatte. Als philosophische Tugend ist sie nach Aristoteles die goldene Mittelstraße (aurea mediocritas), welche zwischen dem Zuwenig und Zuviel in allen Dingen und Eigenschaften das rechte Maaß bewahrt und mit vernünftiger Einsicht das Gute erwählt; nach den Stoikern die mit der göttlichen Weltvernunft übereinstimmende und in der Sittlichkeit bethätigte Vernunft des Menschen. — Diese vielgerühmte Tugend, insbesondere des Weisen, hat den höchsten Preis der wahren Schönheit, Größe, Freiheit und Unsterblichkeit. Sie glänzt, wenn sie auch von Menschen nicht erkannt und anerkannt wird, weil sie ihren Werth nicht außer sich sucht, sondern in sich hat; sie ist der sicherste Besitz und verleiht das wahre Glück. — Freilich ist sie darum auch schwer zu erwerben; aber so steil auch der Weg zu ihrer Höhe führt, so lohnend und schön ist er dafür und keinem verschlossen. Doch gilt's vorher die Kräfte zu prüfen, ehe du zu ihr hinansteigst, und den zu Willen üben, auch die rechte Hülfe nicht zu verschmähen und weiter die frische, muthige That, bis zuletzt aus der Gewöhnung die Kraft und aus der Kraft der Besitz der Tugend erwächst. Dann ist dafür aber auch ein großer Lohn dir gewiß, Ehre und Glückseligkeit auf Erden und unsterblicher Ruhm bei der Nachwelt.[3])

5. Arten der Tugend. Obwohl es an sich nur eine Tugend giebt, als die richtige Vernunft (recta ratio), so hat die alte Philosophie seit Plato im Anschluß an die Hauptkräfte und Richtungen der menschlichen Seele (νοῦς, θυμός, ἐπιθυμία) doch alle Bewährung sittlicher Tüchtigkeit in vier Cardinaltugenden gesondert, so daß die Weisheit als theoretische Tugend, welche zur Aufgabe und zum Ziel die Erforschung und Betrachtung der Wahrheit hat, den drei praktischen Tugenden, welche auf die rechte Gestaltung und Erhaltung des menschlichen Lebens und der menschlichen Gemeinschaft gerichtet sind, ebenso zu Grunde liegt wie gegenübersteht, insofern die Erkenntniß und Bethätigung dessen, was dem Andern zukommt, Gerechtigkeit; dessen, wie sich gegen Lust und Schmerz uns zu verhalten gebührt, Tapferkeit; dessen, wie wir die Begierde zügeln und beherrschen sollen, Mäßigkeit ist. Doch wird immer daran festgehalten, daß alle vier Tugenden eng mit einander verbunden, sich gegenseitig voraussetzen und in der That somit nur eine Tugend sind. Aber ebenso muß die Philosophie selbst einräumen, daß gegen die Ideale und Abstractionen der philosophischen Tugenden die Wirklichkeit des menschlichen Lebens nur schwache Abbilder, Schatten und Andeutungen der Wahrheit aufzuweisen hat und daß ihr darum nichts übrig bleibt, als sich selbst aufzugeben, an sich selbst, an ihrer Kraft und Wahrheit zu verzweifeln oder von ihrer Höhe herabzusteigen und, wie in bedenklichster Weise oft genug in der Theorie und Praxis geschehen, den Umständen Rechnung zu tragen. — Schicken wir nun noch die Frömmigkeit (pietas), welche überall als wahre Grundlage aller Tugenden erkannt wird, voran, so ist sie es, welche zuerst den Göttern die ihnen gebührende Ehre erweist und sich zugleich als treue Liebe und pflichtvolle Ergebenheit gegen

[3]) Hac (virtute) itur ad astra. Non sunt dii fastidiosi, non invidi: admittunt et adscendentibus manum porrigunt. Miraris hominem ad deos ire? Deus ad homines venit, immo, quod est propius, in homines venit. Nulla sine deo mens bona est. Semina in corporibus humanis divina dispersa sunt: quae si bonus cultor excipit, similia origini prodeunt et paria his, ex quibus orta sunt, surgunt; si malus, non aliter quam humus sterilis ac palustris necat ac deinde creat purgamenta pro frugibus. Senec. epp. 73, 14.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Eltern, das Vaterland und die Mitbürger bewährt, so daß ohne sie weder die staatliche noch die sociale Gemeinschaft der Menschen bestehen kann. — Die Weisheit, welche als theoretische Erkenntniß der Wahrheit in göttlichen und menschlichen Dingen für den Griechen Wurzel und Gipfel aller Tugend ist, muß sich dem Römer, der davor warnt, nicht Unerkanntes für Erkanntes zu halten, auf Erforschung dunkler und schwieriger Fragen zuviel Zeit und Fleiß zu verwenden und so vom praktischen Staatsleben sich abziehen zu lassen, vor Allem als Lebensweisheit, als die Wissenschaft und Kunst des guten Lebens erweisen. Die Erkenntniß, besonders des Guten und Bösen, soll ihm die sichere Richtschnur des Lebens und Wandels gewähren. Es gilt darum überall das erkannte Rechte eifrig wollen und thun, auch wenn der Erfolg der guten Absicht nicht entspricht. — Die Gerechtigkeit dagegen, welche der Mensch am besten von den Göttern lernt, lehrt und übt die Pflichten, welche wir gegen die andern Menschen zur Pflege und Erhaltung der menschlichen Gemeinschaft und Gesellschaft zu erfüllen haben: jedem das Seine zuertheilen (suum cuique tribuere), keinem ohne gerechte Ursache schaden, keinem sein Eigenthum antasten, vielmehr jedem nach Kräften, als seinem Mitmenschen, nützen und wohlthun; ihn gegen Unrecht bewahren, weil wir sonst gleicher Schuld verfallen, als wenn wir Eltern, Freunde und das Vaterland im Stich lassen; überall mit Milde, mit Treue und Wahrheit handeln, auch gegen unsere Untergebenen und selbst gegen unsere Feinde: das sind die theuersten Güter des menschlichen Lebens, die der Mensch nicht verlieren darf, und wenn verloren, nicht wiederzugewinnen vermag. — Aus der Betrachtung und Erkenntniß der himmlischen Dinge wird ferner ein freier, hoher Sinn der Tapferkeit erweckt, ein fester Muth den irdischen Dingen und ihrer Unbeständigkeit, ihrem Wechsel gegenüber, ungebrochen und unbesiegt in Noth und Gefahr, durch Lust und Verführung, durch Leidenschaften und Begierden, muthig und entschlossen, das Recht zu wahren, allem Unrecht zu wehren, und überhaupt von keiner Gefahr geschreckt, große Thaten zu vollführen. Solche Mannestugend, besonders mit der angeborenen Würde, mit Ausdauer und Charakterfestigkeit (constantia) gepaart, war, wenn auch ohne diese theoretische Begründung und Vollendung, vorzüglich den Römern eigen und in der Geschichte des römischen Volks viel bewährt. — Ebenso sollte auch die Mäßigkeit, welche im Fernhalten und Bekämpfen leidenschaftlicher Regungen und Begierden, in der selbstlosen Gesinnung und Enthaltung von fremdem Eigenthum, in der anspruchslosen Genügsamkeit und Zufriedenheit mit Wenigem, überhaupt in dem der allgemeinen und der besonderen Menschennatur wahrhaft Geziemenden (decorum) besteht, von dem Menschen aus der maßvollen Ordnung und Harmonie in den Bewegungen der Himmelskörper und in der Natur überhaupt gelernt und angeeignet werden. Auch in dieser Tugend zeichneten sich einst die alten Römer aus, bis später, als fast alle Tugend in Rom abhanden gekommen war, den üppigen, habgierigen oder verschwenderischen Römern seiner Zeit Horaz mit den übrigen Tugenden vor Allem grade die Mäßigkeit wieder ans Herz zu legen sich bemüht.

II. Die menschlichen Begierden und Leidenschaften.

1. Wesen und Arten der Triebe und Leidenschaften. Beide wurzeln bei der Doppelnatur des Menschen in der der höheren, göttlichen Natur, der Vernunft widerstreitenden, mehr thierischen, verderbten Sinnlichkeit (vitiositas). Die Triebe, Begierden (ἐπιθυμίαι, cupiditates) erregen sich zu Leidenschaften (πάθη, perturbationes animi), von den Stoikern als Krankheiten der Seele (νοσήματα, morbi) angesehn, welche seit Sokrates, wie alles Böse, meist nicht aus falscher Willens-, sondern Geistes-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richtung, aus Irrthümern entstanden sein sollten,[1]) während sie nach Aristoteles und der alten Academie selbst für die Willenskraft und Thätigkeit der Menschen nicht ohne vielfachen Nutzen sind. — Nach stoischer Eintheilung erscheinen diese Störungen der Seelenruhe den gegenwärtigen oder zukünftigen vermeintlichen Gütern oder Uebeln (bona et mala opinata) gegenüber vierfach, theils als Freude oder Hoffnung, theils als Sorge oder Furcht. Aber alle Herrschaft der Lust und Leidenschaft der Seele ist unnatürlich, ist Knechtschaft[2]): die Vernunft soll in uns herrschen, wie es beim Menschen im Anfang war!

2. Die verschiedenen Triebe und Leidenschaften beruhen also überall in der falschen, dem Höhern, der wahren Natur abgewandten Neigung, Geistes- und Willensrichtung des Menschen und äußern sich vor Allem in uns, in der Selbstsucht und der Selbstüberhebung; dem Nächsten gegenüber, in Neid und Mißgunst, in Zorn und Eifer, in Haß und Rache, oder in sinnlicher Liebe und Lust, in Sorge und Furcht bis zur Verzweiflung. — Zunächst ist es dem Menschen von Natur angeboren, daß er vor Allem in Selbstsucht und Eigenliebe sich selbst liebt, daß ihm das Seine über Alles geht, so sehr er sich dadurch freilich von seiner wahren Natur und Bestimmung entfernt. Je mehr er aber sich selbst erkennt, desto geringer lernt er von sich selber halten und wird so von der falschen zur wahren Selbstliebe geführt. — Ebenso ist es dem Menschen eigen, namentlich im Glück, auf sich und seine Kraft zu trotzen, sich zu überheben, obwohl der Hochmuth und die Hoffahrt wie bei den Menschen, so bei den Göttern verhaßt ist und leicht zu Fall kommt. Darum soll jeder ihn meiden und, je höher er steht, desto mehr sich herablassen zu den Niedrigen. — Dem Glück des Nächsten gegenüber regt sich dazu in der selbstsüchtigen Menschennatur leicht Neid und Mißgunst, und jedem, der im Glücke steht, ist es schwer, demselben zu entgehen. Aber der blasse Neid trägt seine schlimmste Qual und Strafe in sich selbst; er entehrt die edle Natur des Menschen und erweckt dazu den göttlichen Zorn. Darum fliehe ihn und freue dich mit, wenn es dem Andern wohlergeht. Ist der Andere aber im Unglück, so beweise ihm Mitleid und reiche ihm deine hülfreiche Hand: mag immerhin die Stoa in ihrer Abstraction wie die Hoffnung, so auch das Mitleid oder gar die Bewunderung, als Störungen der Seelenruhe, zu ihren Leidenschaften rechnen. — Wird nun durch etwas Unangenehmes außer uns das Gefühl der Unlust heftig erregt, so entsteht der Unwille und Zorn, der zwar, wie er schnell auflodert, auch leicht wieder verraucht und sich abkühlt, aber in seiner ersten Heftigkeit meist rücksichtslos, blind und ungerecht mit Wort und That gegen den Andern losfährt. Und doch wie unwürdig des Menschen, sich selbst vergessen und verlieren! Darum meide den Zorn, bekämpfe und beherrsche ihn, damit er dich nicht beherrsche. Wird aber unter Zorn die lebhaftere Gefühlserregung verstanden, die auf das Gute und Höhere gerichtet, dem innern Drang, der Begeisterung zu Grunde liegt, so hat er, wie die Peripatetiker mit Recht annehmen, als Sporn zur Thätigkeit, zur Tugend, auch sein Gutes und ist unter Umständen unentbehrlich. Immer soll jedoch der Mensch, wie auch die Götter thun, zürnen und zornig sein über das Böse. — Der Zorn kann sich weiter zum Haß steigern, wenn namentlich die erregende Ursache, mag sie aus der Furcht, dem bösen Gewissen, der Strenge oder gar der Wahrheit und selbst der Tugend hervorgehn, eine bleibende ist. Aber der Mensch soll nichts Anderes als das Böse hassen und vielmehr, auch erzürnt und erbittert, wenn der Andre sein Unrecht bereut, leicht und gern zur Versöhnlichkeit geneigt sein. — Und nun gar Böses mit Bösem vergelten und Rache üben, das mag der selbstsüchtigen Natur des Menschen entsprechen und süß sein, aber ist und

[1]) Omnes perturbationes iudicio censent fieri et opinione. Cic. Tusc. 4, 7, 14. [2]) Sibi servire gravissima est servitus. Senec. nat qu. praef. 38.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bleibt wie schädlich, so schimpflich. Vielmehr ziemt's dem guten Menschen, erlittenes Unrecht, statt zu erwidern, zu tragen, zu verzeihen und so zugleich in sich und in Anderen zu überwinden. — Umgekehrt ist auch die falsche, sinnliche Liebe, die zu genießen trachtet und im Andern nur doppelt sich selbst besitzen will, ihrem Ursprung entsprechend, als Leidenschaft, heftig, unstät, veränderlich, launenhaft, sich selbst widersprechend, zugleich bitter und süß, leichtgläubig, blind und verderblich: ganz im Gegensatz zu der reinen, am wahrhaft Schönen entzündeten, auf das Gute, Höhere gerichteten wahren Liebe, die im Andern das bessere Selbst liebend erfaßt und verehrt und daran, wie ihres göttlichen Ursprungs sich erinnernd, zur Tugend, zum Göttlichen sich erhebt. — Wie die Liebe trachtet die sinnliche Lust nach dem Genuß, der Freude an irdischen, vergänglichen Gütern, die doch unersättlich ist und nie Befriedigung gewährt; die jeden verlockt und knechtet, der sie nicht beherrscht und überwindet, damit er seine Freude und Lust vielmehr an den wahren Gütern des Lebens, an Gott und göttlichen Dingen suche und finde. — Dagegen sind Sorge und Schmerz über erfahrenes wahres oder vermeintliches Leid in der natürlichen Schwachheit des Menschen nur zu sehr begründet und lassen ihn nie zur rechten Ruhe und Freude kommen. Sie begleiten den Menschen durch sein ganzes Leben zur Zeit und zur Unzeit, und wenn sie von Anderen ihm nicht bereitet werden, bereitet er mit Eifer und Geschick sie sich selbst dafür. Die schlimmste Sorge ist jedoch überall die Qual des bösen Gewissens, die Niemand lindern kann. Aber auch der Schmerz hat sein Gutes, am meisten der Schmerz über sich selbst. — Eng mit der Sorge verbunden ist die Furcht vor allem Uebel, was die Zukunft bringt und in ihrem dunklen Schooße birgt. Und doch ist es dem Menschen gut, daß Gott ihm die Zukunft verborgen hat, daß er nicht weiß, was ihm bevorsteht. Hat er nur ein gutes, unbeflecktes Gewissen, so kann er unverzagt derselben entgegensehn, wasfür Leid die Menschen oder das Geschick ihm auch bereiten mögen. Ist doch dem Menschen als wirksames Gegenmittel gegen die Furcht vor der Zukunft als treuste Gefährtin, auch in den dunkelsten Lagen des Lebens, die Hoffnung ins Herz gegeben, die ihn nie, auch im Tode nicht, verläßt. — Ist freilich das Herz von Sorge und Furcht zugleich überwältigt und aller Hoffnung beraubt, dann bricht wohl gar die Verzweiflung herein. Aber nur der Feige verzagt und verzweifelt, der weder in sich, noch in den Göttern Kraft und Hülfe zu finden weiß. Doch selbst auch die Kraft der Verzweiflung vermag dem Menschen zuletzt noch einmal den Muth zurückzugeben, daß er zu neuer Hoffnung sich aufrafft.

3. Die Herrschaft über die Triebe und Leidenschaften. Es ist nun die Aufgabe, die sittliche Pflicht des Menschen, vermöge seiner besseren Natur all den bösen Trieben und Affecten,[3]) die im Körperlichen wurzeln, im Sinnlichen Nahrung suchen und finden, zu widerstreben, sie als Irrthümer abzulegen, als Krankheiten zu heilen und auszurotten, damit die Vernunft zum Sieg und zur Herrschaft über den Körper, über uns selbst und dadurch zur wahren Freiheit, zur Ruhe und Glückseligkeit gelange.[4]) — Um aber solche Herrschaft, welche vom innern und selbst vom äußern Gesetz immer von Neuem von uns gefordert wird, in der That zu gewinnen, dienen uns als Mittel, wie für alle sittliche Bildung, nicht nur frühzeitige und tägliche Uebung und Selbstzucht, sondern auch Entfernung aller Reizmittel in einem zurückgezogenen Leben; Ruhe und Besänftigung der Seele, wie es die Pythagoräer liebten, namentlich auch durch die Musik; ferner Vernunftgründe, die bei der Menge freilich hierfür wenig verfangen: daß nämlich alle Leidenschaften nur auf falscher Vorstellung beruhen; daß also das erstrebte oder erlangte Gut,

[3]) Aversae a recta ratione (contra naturam) animi commotiones. Cic. Tusc. 4, 28, 61. [4]) Imperare sibi maximum imperium est. Senec. epp. 113, 24.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das gefürchtete oder erlittene Uebel eben in Wahrheit kein Gut oder Uebel sei; daß die Gemüthserregung und Leidenschaft dem Weisen, auch dem Manne und überhaupt dem Menschen nicht gezieme, also mit Kraft zu meiden oder zu unterdrücken sei. — Die Philosophie vor Allem verspricht jedem, der ihren Weisungen folgt, was für die Stoa nur der überall vollkommene Mensch, der Weise, kann, in welchem eben die Vernunft zur vollen Herrschaft gelangt ist, die Ausrottung und Ueberwindung aller bösen Triebe, aller Leidenschaften und damit die wahre Freiheit.[5]) Aber leider muß sie selbst gestehn, daß das Uebel zu tief in uns sitzt, als daß wir es je zu heilen, von Grund aus zu vertilgen, in unsre Gewalt zu bringen vermöchten.

4. Die Seelenruhe und Glückseligkeit. Dem von seinen natürlichen Trieben und Leidenschaften bewegten Gemüth gegenüber priesen darum namentlich die Stoiker, welche in der vollkommenen Affectlosigkeit das höchste Ziel aller philosophischen Weisheit und Tugend erkannten, die völlige, einer von keinem Lufthauch gestörten Meeresfläche zu vergleichende Seelenruhe,[6]) also die höchste Apathie und Erstorbenheit aller Erregung, alles Gefühls, selbst des Mitleids, der Bewunderung und Hoffnung, als höchste Glückseligkeit, als wahre Freiheit, welche freilich allein der Weise durch die Vernunft und Tugend erlange. Somit erscheint ihnen denn der Weise als unbesiegt, unerreicht oder unberührt von den Affecten und Uebeln, als allein frei und reich, als der König der Könige und Alles in Allem vollkommen und glückselig, ein Schauspiel für Götter, daß er den höchsten Jupiter, allein von seiner Sterblichkeit abgesehen, nicht nur erreicht, sondern selbst übertrifft,[7]) nur daß in Wirklichkeit dieser vielgepriesene Weise unter den Menschen nicht zu finden ist. Und doch wie nöthig, wie nützlich wär's dem Menschengeschlecht, wenn es einen gäbe![8]) So wird denn auch dieses Ziel der Vernunft und Tugend in Wahrheit nicht von den Menschen erreicht, sondern nur in und bei den Göttern gefunden.[9])

12. Das natürliche Streben der Menschen.

1. Die Verschiedenheit der menschlichen Neigungen und Bestrebungen ist fast so groß, wie die Zahl der Menschen ist, und wird noch vermehrt durch die mit dem Wechsel des Lebensalters eintretende Veränderung und Unbeständigkeit derselben. Jeder Mensch hat aber nicht nur seine besonderen Neigungen und Wünsche, sondern ist auch, meist mit Scheelsucht auf den Andern blickend, mit dem von ihm selbst erreichten oder erhaltenen Lebensloos und Beruf immer unzufrieden, obwohl er doch jeden Tausch und Wechsel sehr verschmähen würde. So weiß der Mensch gewöhnlich selbst nicht, was er will, und mag nicht das, was er hat und was er kann, der Unglückliche! Unruhig und begierig, stets getäuscht und nie befriedigt, strebt und hofft, begehrt und wünscht er fort und fort, ohne darum je zum Ziel oder zur Ruhe zu gelangen. Strebe er immer, nur strebe er recht.

2. Die verschiedenen Ziele des Strebens. Weil aber der Mensch sein Glück vielmehr außer sich, als, wie die Philosophie ihn lehrt, in sich sucht, strebt er rastlos nach den vergänglichen Gütern dieses Lebens, nach Schönheit, Reichthum, Ehre, Genuß. Und doch werden all diese Dinge für ihn erst zu Gütern oder Uebeln, je nachdem er selbst durch seinen Gebrauch sie dazu macht. — So sehr nun die

[5]) Philosophiae servire libertas est. Senec. epp. 8, 6 vgl. 51, 8; Cic. Parad. 5. [6]) Tranquillitas animi i. e. placida quietaque constantia v. placidissima pax. [7]) Est aliquid, quo sapiens antecedat deum: ille beneficio naturae, non suo sapiens est. Ecce res magna, habere imbecillitatem hominis, securitatem dei. Senec. epp. 53, 12 vgl. 73, 11. [8]) Esse aliquem invictum, esse aliquem, in quem nihil fortuna possit, e republica humani generis est. Senec. iniur. non cad. extr. [9]) Vereor, ne non tam virtutis fiducia nitendum nobis sit ad spem beate vivendi, quam vota facienda videantur. Cic. Tusc. 5, 1, 2. vgl. Senec. epp. 92, 25.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf